

Paul Widmer, Gottfried Wilhelm Locher, Katharina Liebherr, Hechtfishen

Nummer 47 – 20. November 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Kaiser Nero: Eine Ehrenrettung

Held des Volkes, Feind der Elite. Sein schlechter Ruf ist unverdient.
Von Urs Gehrig

«Swissness ist Teufelszeug»

Wie sich das De-Weck-Fernsehen die Schweiz austreibt.
Von Rico Bandle und Philipp Gut

Die Welt wird friedlicher

Immer weniger Kriege, immer weniger Kriegstote. *Von Alex Reichmuth*



RANGE ROVER EVOQUE

JETZT «COOL DEAL» MIT EXTRAS INKLUSIVE.

Beim «Cool Deal» für den Range Rover Evoque ist einfach mehr drin: Panoramaglasdach und Winterpaket mit beheizbarer Frontscheibe, beheizbaren Scheibenwaschdüsen, beheizbaren Sitzen für Fahrer und Beifahrer sowie beheizbarem Lenkrad. Profitieren Sie jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann vom «Cool Deal» mit dem gewissen Extra und 3.9% Leasing.

landrover.ch

**COOL
DEAL**

Extras im Wert von bis zu CHF 2'480.-

- Panoramaglasdach
- Winterpaket

Plus 3.9% Leasing ab CHF 474.-/Mt.



ABOVE AND BEYOND



Range Rover Evoque 2.2 eD4 Dynamic, 5-Türer, man., 2WD, 150 PS/110 kW, Gesamtverbrauch 5.0 l/100 km (Benzinäquivalent 5.6 l/100 km), Ø CO₂-Emissionen 133 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Netto-Verkaufspreis CHF 54'700.- inkl. «Cool Deal» Paket (Panoramaglasdach, Frontscheibe und Scheibenwaschdüsen beheizbar, beheizbare Sitze für Fahrer und Beifahrer, beheizbares Lenkrad) im Wert von CHF 2'480.-. «Cool Deal» Paket: gültig für die Evoque Modelle 2014/15 (Pure, Prestige, Dynamic und Dynamic Plus). Immatriculationen in der Schweiz vom 11.8.14 bis 22.12.14 oder solange verfügbar. Leasingbeispiel: Range Rover Evoque 2.2 eD4 Pure, 5-Türer (inkl. «Cool Deal» Paket), gleiche Motorisierung. Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 148 g/km. Listenpreis CHF 44'900.-, Leasingrate CHF 473.15/Mt., Leasingzins 3.9%, eff. Leasingzins 3.97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 18% (nicht obligatorisch), Kautions 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), Vollkasko oblig. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Leasingpartner ist die MultiLease AG. Weitere Informationen zum «Cool Deal» bei Ihrem Land Rover-Fachmann.

Intern

Am 21. und 22. Oktober zog sich die Geschäftsleitung des Schweizer Radio und Fernsehens (SRF) zu «Strategietagen» zurück. Dabei diskutierte sie, wie die Recherche von Philipp Gut und Rico Bandle zeigt, Brisantes: Unterhaltungschef Christoph Gebel hielt ein «Input-Referat», das bei der Geschäftsleitung offenbar auf offene Ohren stiess. Gebel will dem Schweizer Fernsehen die «Swissness» austrei-



«Teufelszeug»: SRF-Unterhaltungschef Gebel.

ben. Diese sei «Teufelszeug». Betroffen von den revolutionären Plänen ist auch das Erfolgsformat «SRF bi de Lüt». Bei den angestrebten Änderungen geht es explizit nicht um Quoten oder andere journalistische Kriterien, sondern um Politik: Es müsse verhindert werden, «dass wir dem Publikum ein reaktionäres Weltbild vermitteln», tönt es aus der SRF-Geschäftsleitung. **Seite 12**

Die Pforten zum prächtigsten Bauwerk Roms sind nur kurze Zeit geöffnet. Redaktor Urs Gehrigler nutzte die Gunst der Stunde und ist in die weitläufigen Katakomben von Neros Domus Aurea gestiegen. Dabei entdeckte er einen neuen Nero – einen, der mehr Appetit für Kunst entwickelte als für Krieg. Allerdings war dieser Frieden der herrschenden Aristokraten-élite suspekt, weshalb er Opfer über Propaganda wurde. Das Bild des grausamen Herrschers bedarf einer Revision. **Seite 40**

Das Tessin steht unter Wasser, die Pegelstände des Luganersees und des Lago Maggiore erreichten in den letzten Tagen Rekordhöhen. Auch sonst hat der Südkanton mit allerlei Pro-

blemen zu kämpfen: Einwanderung, Grenz-gänger, Abfluss von italienischen Vermögen. *Weltwoche*-Kolumnist Peter Hartmann, der selber im Tessin lebt, berichtet aus der Problemzone, für die in der Restschweiz oft etwas das Verständnis fehlt. **Seite 32**

Alles wird immer schlimmer. Das scheint das Credo unserer Zeit. Die Umwelt wird immer schmutziger, der Klimawandel immer dramatischer. Armut breitet sich immer mehr aus, und Hunger nimmt immer rascher zu. Die Lebensmittel werden immer giftiger, und unser Lebenswandel immer ungesünder. Hinterfragt man solche angeblichen Miseren, stellen sie sich nicht selten als falsch oder zumindest übertrieben heraus. So ist es auch mit einem weiteren Lamento, das derzeit pausenlos ertönt: dass Kriege sich häufen und Gewalt zunimmt. Wagt man einen nüchternen Blick auf die letzten Jahrzehnte, zeigt sich ein erstaunlicher Trend: Die Welt wird friedlicher. **Seite 50**



Harsche Aktion: Finma-Chef Branson.

Seit März amtiert der Brite Mark Branson als Direktor der Finanzmarktaufsicht Finma. Nachdem die Banken unter seinem Vorgänger Patrick Raaffaub den oft frostig-obrigkeitlichen Tonfall beklagten, bahnt sich unter Branson ein Tauwetter an. Die Finma bemühe sich in letzter Zeit vermehrt, das Geschäft einer Bank zu verstehen, bevor sie losschlägt, berichten Finanzplatz-Insider unisono. Umso überraschender war die harsche regulatorische Aktion, welche die Finma vor Wochenfrist in Richtung der UBS entfaltete – ausgerechnet Bransons frühere Arbeitgeberin. Die *Weltwoche* auf Klärungstour an der Bahnhofstrasse. **Seite 26**

Ihre *Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrigler, Wolfgang Koydl,
Alex Reichmuth, Markus Schär,
Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Tom Kummer, Christoph Landolt,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Musconico,
Deborah Neufeld, Daniela Niederberger,
Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),
Simon Keller, Martin Kappler (Assistent)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,
Sandra Noser, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),
Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

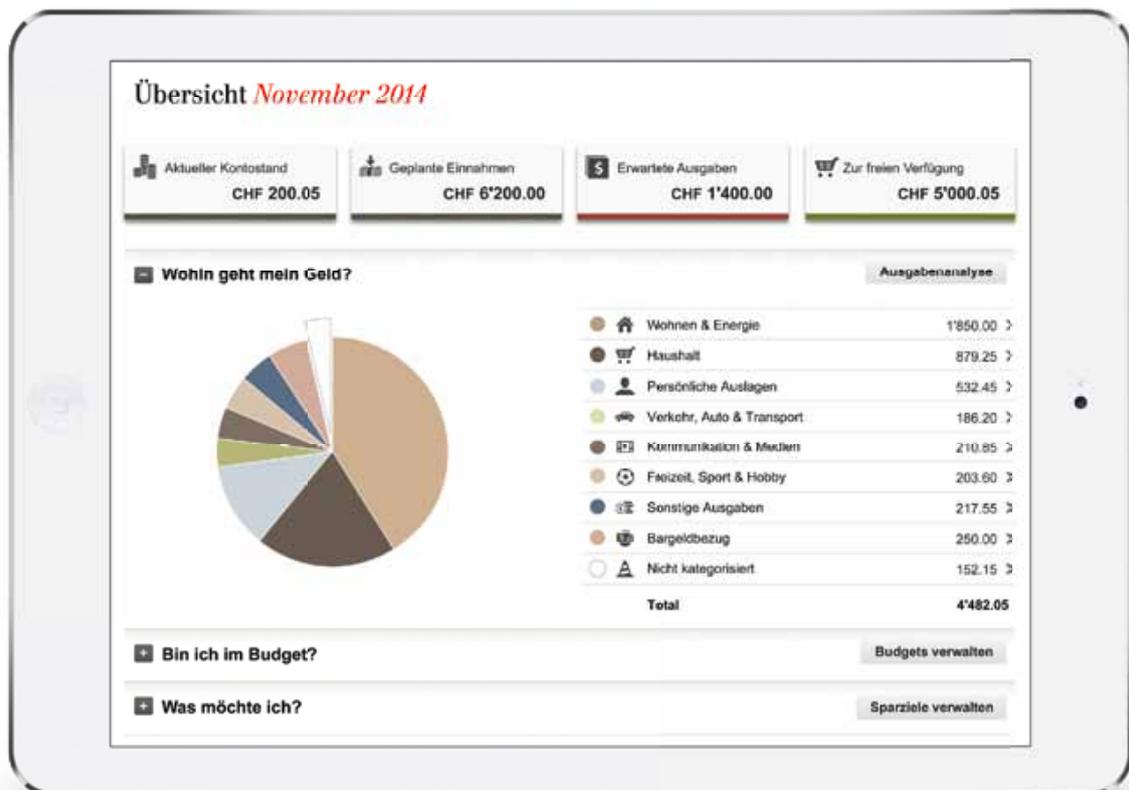
Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



So stehts.

Für den schnellsten Überblick über Ihr Geld,
Ihr Budget und Ihre Sparziele:
UBS e-banking mit Persönlichem Finanzassistenten.

Jetzt testen:
www.ubs.com/ebanking



Best Bank in
Switzerland



Theologie

Wer Gott sagt, um sich über andere zu stellen, will betrügen.

Von Roger Köppel

Das Treffen mit dem reformierten Kirchenbundspräsidenten Gottfried Wilhelm Locher gibt mir die Gelegenheit, wieder einmal hobbymässig über theologische Fragen nachzudenken. Ich muss vorausschicken, dass ich nicht besonders religiös erzogen worden bin. Mein Vater war Katholik, meine Mutter Protestantin. Der reformierte Grossvater mütterlicherseits, Auslandschweizer, wollte vom lieben Gott nicht mehr viel wissen, nachdem er als Feuerwehrmann im ostpreussischen Königsberg und dann auch als ziviler Helfer in den Nachschublinien der Ostfront den Zweiten Weltkrieg als verheerendes Inferno erlebt hatte. Er kam mit der einfachen, aber deswegen nicht weniger einleuchtenden Überzeugung in die Schweiz zurück, dass es einen Gott, der so etwas zulasse, nicht geben könne oder dass ein Gott, der so etwas zulasse, seinen Titel und sein Amt aufgrund charakterlicher Nichteignung sofort niederlegen müsse. Gespräche über Theologie waren mit ihm auch deshalb nicht zu führen.

Ich habe mich schon oft gefragt, warum mich das Thema überhaupt interessiert, da ich ja keineswegs eine biografisch bedingte Nähe oder Vertraulichkeit mit religiösen Fragen mitbringe. Man hat den einen oder anderen Schicksalsschlag mitgemacht, der einem die Grenzen des menschlichen Vermögens aufzeigte, man feierte Weihnachten, wurde konfirmiert, las in der Bibel, geht an Beerdigungen, aber viel mehr war und ist da nicht. Und doch: Ich stelle an mir selber ein rapide wachsendes Interesse an theologischen Fragen fest. Dahinter steckt weniger die Sehnsucht nach Liebe und Erlösung, es hat eher mit der für einen Geschichtsinteressierten bedeutsamen Frage begonnen, wie es überhaupt möglich wurde, dass die Religion eine derartige Macht über die Menschen gewinnen konnte, wenn wir voraussetzen, dass die Menschen, die zum Beispiel vor Jahrhunderten in Europa Glaubenskriege entfesselten, nicht einfach Verrückte waren, deren Beweggründe zu erforschen sich nicht lohnt.

Man braucht nicht auf die Extremisten im Nahen Osten zu blicken, um sich mit folgender Behauptung anzufreunden: Es spielt eine ungeheure Rolle, wie man sich den Himmel und die Position des Menschen darunter vorstellt. Die Art, wie wir uns das Verhältnis zwischen Mensch und Gott denken, definiert, wie wir uns als Menschen im Leben verhalten. Unsere Staa-



«Gegen das Rauschgift der Religion geimpft.»

ten, unsere gesellschaftlichen Ordnungen, die Werte, für die wir zu leben glauben, haben entscheidend damit zu tun, wie wir uns die Organisationsstruktur des Himmels vorstellen. «Alle politischen Begriffe sind säkularisierte theologische Begriffe» (Carl Schmitt). Ich weiss nicht, was zuerst war: die Metaphysik als Wissenschaft des Jenseits oder die Politik als Praxis des Diesseits. Aber nie konnten es sich auch die mächtigsten Herrscher der Geschichte leisten, auf Dauer den Göttern zu missfallen. Jede politische Ordnung muss mit den religiösen Ordnungsvorstellungen der Menschen übereinstimmen, andernfalls zerfällt die politische Ordnung.



Um es auch für einen Agnostiker nachvollziehbar auszudrücken: Das Wort «Gott» steht für die Freiheit als Möglichkeit des Menschen, über sich selbst hinauszusteigen. Menschen haben die interessante und fatale Fähigkeit, über sich hinauszuwachsen. Ideen und Ideale sind der Treibstoff dieser Grenzerfahrungen. Der Mensch ist als spezielles Tier nicht dazu verdammt, in der plumpen Konkretheit seiner biologischen Existenz zu vegetieren. Er ist mit Vorstellungskraft und Fantasie begabt. Beides erlaubt ihm, das Elend seiner Beschränktheit zu überwinden.

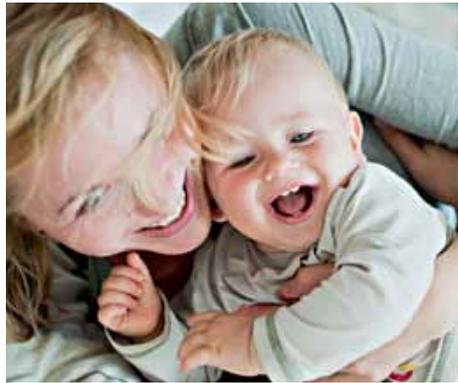
Gleichzeitig ist diese Fähigkeit zur Transzendenz eine gefährliche Droge, ein betörendes Gift, denn der Mensch, der sich mit höheren Mächten und Idealen im Bund glaubt, wird gefährlich. Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass die grössten Verbrechen im Namen des Bösen und der Niedertracht begangen wurden. Der Mensch ist am tödlichsten, wenn er sich als Vollender der Moral begreift, wenn er sich durch höchste Ziele dazu ermächtigt, andere, die er minderere Ideale bezichtigt, aus dem Weg zu räumen. Wenn Menschen von Moral und Werten dröhnen, steckt dahinter bereits die Diffamierung jener, die angeblich geringere oder eben: wertlosere Werte zu vertreten scheinen. Der Moralist ist ein Glaubenskrieger der Selbstvergötterung, letztlich ein Produkt religiöser Verirrung. Das Böse ist das überschliessende Gute.

Womit wir wieder bei den Reformierten und bei Gottfried Locher, dem Präsidenten der reformierten Landeskirchen, wären. Die Genialität, die fundamentalrevolutionäre Einsicht der Reformation im 16. Jahrhundert besteht meines Erachtens darin, dass sie auf die beunruhigende Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Gott in der Bibel die bisher beste und menschenfreundlichste Antwort gefunden hat. Sie hat dieses Verhältnis nämlich so interpretiert, dass der Mensch keinen Anlass und keinen Grund mehr findet, sich für Gott zu halten. Die Reformation hat Gott aus dem Macht- und Missbrauchsreich des Menschen befreit. Umgekehrt befreite sie den Menschen von der Zumutung, sich in ein relatives Verhältnis zu Gott zu bringen. Die Reformation hat den Menschen gegen das Rauschgift der Religion geimpft.

Katholiken glauben, dass sie Gott durch Frömmigkeit gnädig stimmen können. Protestanten wissen, dass sich Gottes Wille nicht für ihre Zwecke dienstbar machen lässt. In diesem Gedanken liegt die bisher radikalste intellektuelle Absage an die menschliche Gefühlsneigung, Gott als Instrument zur Unterdrückung oder Herabsetzung anderer zu benutzen. Wer eine höhere Moral für sich in Anspruch nimmt, lügt. Wer Gott sagt, um sich über andere zu stellen, will betrügen. Das ist, für mich, die bedeutendste Erkenntnis der Reformatoren. Sie hat nichts von ihrer Aktualität verloren.



Hechte sind Einzelgänger: Seite 59



Freude am Familienalltag: Seite 14



«Kinderüberraschung»: Arseni Jazenjuk. Seite 46



Göttliches Energiefeld: Theologe Locher. Seite 28

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 11 **Kommentar** Programmierte Verwahrlosung
- 11 **Im Auge** Isabel dos Santos, Oligarchin
- 12 **Ecopop** Schlechter Stil
- 12 **SRG** «Swissness ist Teufelszeug»
- 13 **Personenkontrolle** ██████████ Goltermann, Wildberger etc.
- 13 **Nachruf** This Jenny, Politiker
- 14 **Warum Mütter lieber am Herd bleiben**
- Nüchterner Blick auf ein propagiertes Idealmodell
- 16 **Die Deutschen** Wir sind Steinzeit
- 16 **Wirtschaft** Herzstillstand mit Flutterstrom
- 17 **Ausland** Merkel nimmt das Megafon
- 18 **Mörgeli** Gewerkschaftlicher Bahnsinn
- 18 **Bodenmann** Mobilität für Ecopopper
- 19 **Medien** Hosianna und Halleluja
- 19 **Gesellschaft** Mirka vs. Stan
- 20 **Darf man das? / Leserbrief**

Hintergrund

- 22 **Propheten und Profiteure**
- Who's who der Energiewende-Debatte im Nationalrat

26 Der doppelte Branson

Finma-Chef Mark Branson demonstriert Härte

28 Organigramme der Erlösung

Gottfried Wilhelm Lochers Lob auf die Prostitution

32 Ticino-Blues

Momentaufnahme aus der Südschweizer Problemzone

34 Mythos Gold

Fatale Vereinfachung

35 Euro-Desaster

Gold schafft Vertrauen

36 Zur Lage der Schweiz

Paul Widmer: Fundamentale Fragen spalten das Land

39 Islamischer Zentralrat

Pose des Eroberers

40 Kaiser Nero: Eine Ehrenrettung

Der exzentrische Herrscher Roms war seiner Zeit voraus

46 Häschen greift durch

Der ukrainische Ministerpräsident Arseni Jazenjuk

49 Personenfreizügigkeit

Das Schwedenrätsel

50 Die Welt wird friedlicher

Seit den 1990er Jahren ging die Zahl der Konflikte zurück

54 Überirdische Erscheinung

Katharina Liebherr mischt die englische Premier League auf

56 Big Brother sieht nichts mehr

Schweizer Jungunternehmen rettet die Privatsphäre

59 Hechtfischen

Wie grosse Fische denken

Kochen können wir nicht.
Aber rund um Ihre Anlagen sorgt
auch bei uns ein Expertenteam
für das beste Ergebnis.



Beratungstermin vereinbaren unter www.zkb.ch/anlagen

Unser Anlagenteam betreut Ihre Investitionen mit ausgewiesener Expertise, ganz nach Ihren individuellen Vorgaben. Unser Ziel ist Ihr nachhaltiger finanzieller Erfolg.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank



«Es geht um Förderung»: Erziehungswissenschaftler Ahrbeck. Seite 60

Interview

60 «Seelische Nöte»

Der Erziehungswissenschaftler Bernd Ahrbeck über die idyllische Vorstellung, dass alles gut werde, wenn man Behinderte in die normale Schule schickt

Stil & Kultur

64 Stil & Kultur Grazie mit Gras

66 Wie Asche nach einem grossen Feuer

Blaise Cendrars war einer der aussergewöhnlichsten Schweizer Dichter

68 Top 10

68 Kino «The Riot Club»

69 Jazz Grant Green

70 Namen Juwelier Bernhard Blum

71 Hochzeit Sabrina Miele und Giovanni Territo

71 Thiel Geothermie

72 Wein Bodegas de la Marquesa: Rioja Valserrano Reserva 2009

72 Zu Tisch Kochbücher von Massimo Bottura und Rico Zandonella

73 Auto Porsche 911 Targa 4S

74 MvH trifft Dorothee Vogel, Modedesignerin

Autoren in dieser Ausgabe

Paul Widmer



Der Alt-Botschafter ist Dozent für internationale Beziehungen an der Universität St. Gallen. Er schreibt über das Initiativrecht, das sich die

Schweizer Ende des 19. Jahrhunderts erstritten haben. Dieses Volksrecht dürfe nicht zur Profilierung von Parteien missbraucht werden. Seite 36

Mathias Binswanger



Wollen wirklich die meisten Frauen Kind und Karriere unter einen Hut bringen, wenn man nur die Betreuungsangebote verbessern würde?

Der renommierte Schweizer Ökonome hinterfragt in seinem Beitrag dieses in der Politik unermüdlich propagierte Idealmodell. Seite 14

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store | ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHEN

Südfrankreich trifft Bordeaux

12 Flaschen

nur **119.** Fr.

statt Fr. ~~171.-~~



Sie sparen
52. Fr.

La Croix de Bordeaux 2011 (3 Fl.)

Ein Bordeaux der garantiert Ihr Herz erobert. Klassisch und weich im Trunk, dabei mundumgänglich und reif am Gaumen.

Chante-Clair 2013 (3 Fl.)

Vom ersten Schluck an ein beerenstarkes Trinkvergnügen aus dem Languedoc. Zarte und süffige Gewürznuancen ergänzen die volle Frucht.

Château Grand Billard Bordeaux 2010 (3 Fl.)

Klassisch würzig und fruchtig mit perfekt eingebundenem Holz und sanften Tanninen. Ein wunderbarer Essensbegleiter.

GRATIS

3 FLASCHEN
Domaine Ginestières
Merlot 2013

im Wert von Fr. 42.-

Rex Mundi Shiraz Merlot 2013 (3 Fl.)
Einfach himmlisch oder doch teuflisch gut? Auf jeden Fall eine gelungene Cuvée, die mit einer Medaille geehrt wurde.

Klassik trifft Moderne - für Ihren Genuss

Entdecken Sie die Vielfalt französischer Weinkunst und geniessen Sie klassische Bordeaux-Weine im Gegensatz zu modernen Interpretationen aus Südfrankreich. Wir offerieren Ihnen 12 Flaschen mit einem Rabatt von über 30% und dazu erhalten Sie **3 Gratisflaschen unseres Kundenfavoriten im Wert von Fr. 42.-!** Nur solange der Vorrat reicht.

Bestellen Sie noch heute! **Tel.: 0848 00 44 77**
(Ihre Referenz-Nummer: 0633001)

Sie erreichen uns Mo. – Fr. von 8:00 – 20:00 Uhr, Sa. von 9:00 – 16:00 Uhr
Besuchen Sie uns unter **www.chateaudirect.ch/633**

Die Käufer müssen volljährig sein. Alle Artikel werden vorbehaltlich ihrer Verfügbarkeit zum Verkauf angeboten; max. 3 Kisten pro Person. Angebot gültig solange Vorrat reicht, spätestens bis 15. 12. 2014; die angegebenen Preise gelten zum Erscheinungsdatum dieser Anzeige. Bei ausverkauften Weinen behalten wir uns vor, Ihnen durch Zusendung eines qualitativ und preislich gleich- oder höherwertigen Weins ein neues Angebot zu unterbreiten. Falls Sie das Angebot nicht annehmen möchten, sorgt Direct Wines kostenfrei für die Abholung und erstattet unverzüglich evtl. bereits geleistete Zahlungen. Wenn Sie mit Kreditkarte bezahlen, wird Ihr Konto erst 3 Tage nach Bestelleingang belastet. Wenn Sie bei ChateauDirect, eine Marke der Direct Wines AG, bestellen, speichern wir Ihre Adresse und auftragsbezogenen Daten zur Geschäftsabwicklung zur Pflege der Kundenbeziehung. Sie erhalten dann automatisch alle unsere neuen Angebote. Wir geben die Anschriften unserer Kunden nur zur Bonitätsprüfung und an sorgfältig ausgewählte Unternehmen weiter, deren Produkte für Sie von Interesse sein könnten. Selbstverständlich können Sie der Nutzung der Daten für Werbezwecke jederzeit widersprechen. Die kompletten Datenschutzzrichtlinien der Direct Wines AG finden Sie unter www.chateaudirect.ch. Für weitere Auskünfte oder Sperrungen wenden Sie sich bitte an: datenschutzbeauftragter@chateaudirect.ch oder schreiben Sie uns an. Anrufe aus dem Festnetz, die mit 0848 beginnen, kosten Sie lediglich den Lokal tarif. Ist ein Wein nicht mehr erhältlich, wird ein möglichst ähnliches Produkt aus demselben oder nächsthöheren Preissegment geliefert. Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Unsere Preise gelten je Flasche à 0,75l, wenn nicht etwas anderes vermerkt ist.

BESSER ENTDECKEN
ChateauDirect
Weine

Ihr Genuss Coupon

Schicken Sie diesen Bestellschein zurück an: ChateauDirect, Postfach 1872, 8032 Zürich

Ja, bitte schicken Sie mir

_____ Paket(e) mit jeweils
12 Flaschen der abgebildeten
Weine zum Preis von je Fr. 119.-
(zzgl. Fr. 16.90 Versandkosten - ab
einem Bestellwert von Fr. 350.-
liefern wir versandkostenfrei).

Dazu erhalte ich
3 Flaschen
Domaine Ginestières
Merlot 2013
im Wert von Fr. 42.-
GESCHENKT.

Vorname, Name _____

Straße, Nr. _____

PLZ, Ort _____

Telefon, Handy _____

E-Mail _____

Mit Kreditkarte – bitte füllen Sie den nachstehenden Abschnitt aus:
 MasterCard Visa American Express

ODER per Rechnung: Diese liegt Ihrer Lieferung bei. Bitte überweisen Sie den Rechnungsbetrag innerhalb von 10 Tagen (Rechnungsdatum). Ihre Bonität setzen wir voraus.

Datum, Unterschrift (ich bin volljährig) _____



Götz Alsmann, SWR Big Band & Klaus Hoffmann **Swingin' 2015**

Perfekter Start ins neue Jahr: Götz Alsmann, die SWR Big Band und Special Guest Klaus Hoffmann garantieren einen mitreissenden Abend mit bestem Jazz, Swing und Chanson. Live am 11. Januar in Zürich!

Perfekter Anzug und freche Haartolle – das sind die Markenzeichen von Götz Alsmann. Zusammen mit der SWR Big Band gilt er als ungekrönter König des deutschen Jazzschlagers. Mit Sprachwitz, humorvollen Moderationen und vor allem erstklassiger Musik begeistert er seit Jahren sein Publikum. Dafür wurde das Multitalent zweimal mit dem Echo-Preis und dreimal mit Platin ausgezeichnet. Ganz nebenbei doziert Dr. phil. Götz Alsmann als Honorarprofessor die Geschichte der Populärmusik an der Westfälischen Wilhelms-Universität. Diesjähriger Special Guest ist der Berliner Liedermacher und Schauspieler Klaus Hoffmann. Musikalisch von Bob Dylan und dem französischen Chanson beeinflusst, hat sich Hoffmann mit über 40 Alben als deutschsprachiger Interpret von Jacques Brel einen

Namen gemacht. Bei Alsmann präsentiert der geborene Entertainer seine Stücke erstmals im Big Band Sound.

Nach der weitgehend ausverkauften und mit stehenden Ovationen gefeierten Tour 2014 steht mit dem fast zweistündigen Konzert von Alsmann und Big Band ein Wiederhören der Extraklasse auf dem Programm!



Platin-Club-Spezialangebot

Götz Alsmann und SWR Big Band mit Special Guest Klaus Hoffmann

Sonntag, 11. Januar 2015, 17 Uhr
Theater Spigarten
Lindenplatz 5, 8048 Zürich

Tickets:

Fr. 25.– bis Fr. 45.–
(statt Fr. 45.– bis Fr. 65.–), je nach Kategorie.

Buchung:

Unter Telefon 061 226 90 03.
Bitte das Stichwort «Weltwoche» erwähnen.

Offizieller Ticketverkauf:

www.ticketcorner.ch
www.actnews.ch

Veranstalter:

www.actnews.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH

act
ENTERTAINMENT



Programmierte Verwahrlosung

Von Peter Keller — Der Ständerat hat die Zweitwohnungsinitiative entstellt. Teilweise zu Recht. Trotzdem soll das Volk seinen Willen bekommen.



So läuft es in der Demokratie: Walliser Chalets.

Der Ständerat hat vorgekaut, nun kommt das Zweitwohnungsgesetz noch in den Nationalrat. Zur Erinnerung: Am 11. März 2012 sagte das Schweizer Volk ja zur Volksinitiative «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen!». Am Ende entschieden bloss 28 451 Bürgerinnen und Bürger, etwa die Gemeinde Emmen, zugunsten der Vorlage. Andererseits: So läuft es in der Demokratie.

Die betroffenen Gemeinden im Alpenbogen lehnten die Zweitwohnungsinitiative praktisch geschlossen ab, die grossen Zentren fernab der Bergregionen folgten der Vollbremse des Naturschützers Franz Weber. Man könnte auch sagen: Das föderalistische Prinzip der Schweiz wurde gespült. Andererseits: Die Mehrheit muss sich nicht erklären.

Franz Webers Zweitwohnungen

Erst nach der Abstimmung wurde bekannt, dass Franz Weber und seine Familie (beziehungsweise Stiftung) nicht nur eine Zweitwohnung, sondern eine ganze Reihe «kalter Betten» besitzen, wie die *Schweiz am Sonntag* herausfand: eine Vierzimmerwohnung im Personalhaus des «Grandhotel Giessbach», eine nette Dépendance in Paris, ein Ferienhaus in der Provence und dann noch ein viertes Domizil unweit ihres eigentlichen Wohnsitzes in Montreux. Ziemlich doppelamoralisch für einen Initianten, der

von Zweitwohnungen sagt, sie seien «besonders unsinnig, denn sie stehen fast immer leer». Andererseits: Auch unglaubliche Menschen können richtige beziehungsweise mehrheitsfähige Anliegen vertreten.

«Schamloser Verfassungsbruch»

«Der Anteil von Zweitwohnungen am Gesamtbestand der Wohneinheiten und der für Wohnzwecke genutzten Bruttogeschossfläche einer Gemeinde ist auf höchstens zwanzig Prozent beschränkt.» So lautet der neue Auftrag in der Bundesverfassung. Was der Ständerat daraus gemacht hat, ist faktisch ein Zweitwohnungsumgebungsgesetz, ein «schamloser Verfassungsbruch» (Staatsrechtsprofessor Alain Griffel), ein «Rezeptbuch für den Bau von neuen Zweitwohnungen», wie Vera Weber, Tochter des Initianten, die Fassung der Kleinen Kammer betitelte.

Selbst die nicht gerade als links-grünes Eiferblatt bekannte NZZ fand, der Ständerat habe «mehrfach» rote Linien überschritten. Ein paar Beispiele: Die Hotellerie darf weiterhin neue Zweitwohnungen mit «kalten Betten» bauen; auch sollen Zweitwohnungen in «erhaltungswerten» Bauten noch möglich sein – wobei niemand (und dies war wohl Absicht) so genau weiss, was unter dieser Kategorie zu verstehen ist. Dann dürfen bisherige, «altrechtliche», Zweitwohnungen um bis zu 30 Quadratmeter erweitert werden, obwohl die Initiative und damit die heutige Verfassung ausdrücklich auch eine Beschränkung der Fläche vorsieht.

Mit anderen Worten: Der Volkswille wurde mit Füssen getreten. Und nicht wenige dieser Füsse gehören Vertretern jener Partei, die sonst lautstark über die lasche Umsetzung ihrer eigenen Initiativen, wie zum Beispiel die Ausschaffung krimineller Ausländer, lamentieren – wo wiederum jene linken Parlamentarier mitmachen, die nun Krokodilstränen vergiessen bei der Nichtumsetzung der Zweitwohnungsinitiative.

Die Schweiz ist nicht Zermatt. In der Leventina gibt es haufenweise Zweitwohnungen von Familien, die längst nicht mehr im entvölkerten und wirtschaftlich brachliegenden Gebirgstal leben. Käufer oder Mieter für Erstwohnungen sind kaum zu finden. Die konsequente Umsetzung der Initiative wird die Verwahrlosung der Leventina vorantreiben.

Andererseits kommt irgendwann kein andererseits mehr. Das Volk wollte mehrheitlich einen antiföderalistischen Baustopp mit hässlichen Nebenwirkungen in den Alpentälern. Es soll seinen Willen zu spüren bekommen.

Die Umarmerin



Isabel dos Santos, Oligarchin.

Schön wie Kleopatra, aber eine «Kleptokratin» (*Forbes*) – Isabel dos Santos, die reichste Frau Afrikas, drei Milliarden Dollar schwer in einem Land, wo sich zwei Drittel der zwanzig Millionen Einwohner mit zwei Dollar über den Tag hinwegretten, greift gerade nach Portugals Telekom. In Umkehrung der früheren Verhältnisse: Die einstige Kolonie Angola plündert das verarmte Mutterland Portugal. Die unheimliche Königin des Schwarzen Kontinents ist die Tochter des ewigen Staatspräsidenten José Eduardo dos Santos, 72, der als eine Art sozialistischer Monarch seinerseits auf vermuteten 32 Milliarden allein aus Ölquellen sitzt, und der russischen Schachmeisterin Tatiana Kukanowa.

Zur Welt kam sie vor 41 Jahren im damals sowjetischen Baku. Die Familie hält als afrikanische Variante des Oligarchentums Schlüsselbeteiligungen in Öl, Diamanten und anderen Rohstoffen, Banken, Zement, Supermärkten, Immobilien, Medien, Telekommunikation – faktisch besitzt sie den Staat, der auf der Weltrangliste der Korruption den 157. von 176 Plätzen einnimmt. Isabel lenkt als Mastermind die Geldströme auf die richtigen Konten der Familie und ihrer Günstlinge. Selbst ihre Feinde bestaunen ihr virtuosos Talent in der Umarmung des Kapitalismus. Sie wuchs in London auf, wo ihre Mutter lebt, und machte am King's College einen Ingenieurabschluss. Sie arrangiert sich mit sieben Geschwistern von drei Ehefrauen und einer Mätresse des Präsidenten. In die Hauptstadt Luanda kam sie 1992 nach Ende des Bürgerkriegs zurück, und weil dort nichts lief, eröffnete sie eine Strandbar, die bis heute floriert. Die Boomtown Luanda gilt heute als teuerste Metropole der Welt. Im Januar 2013 feierte Isabel ihren zehnten Hochzeitstag mit dem Financier Sindika Dokolo, 42, und ihren drei Kindern. Dokolo, Sohn eines Kongolesen und einer Dänin, gilt als bedeutendster Sammler afrikanischer Kunst. Sein eigener im Edelsteinhandel reich gewordener Clan war in Zaire vom Diktator Mobutu enteignet worden. Der Prinzgemahl liebt an seiner African Queen, sagte er auf ihrem TV-Sender, Selbstbewusstsein, Stabilität, Ehrgeiz. Ein Kompliment wie eine Drohung. *Peter Hartmann*

Schlechter Stil

Von Philipp Gut — Die Abstimmungsempfehlungen des Bundesrats: ein Bumerang.

Offiziell heissen sie «Erläuterungen des Bundesrates», der Volksmund spricht auch vom «Abstimmungsbüchlein». Im Vorfeld eidgenössischer Urnengänge veröffentlicht die Bundeskanzlei jeweils ein dunkelrotes Heftchen, in dem sie die Vorlagen vorstellt und die Empfehlungen der Regierung darlegt.

Allerdings: Das Unterfangen, die Stimmbürger auf Regierungskurs zu bringen, ist ein heikles, wie das Beispiel Ecopop zeigt.

An dieser Stelle muss ich etwas persönlich werden. Ich habe das Abstimmungsbüchlein in der festen Absicht studiert, nein zu Ecopop zu sagen. Es gibt gute Gründe, um diese wachstumsfeindliche Initiative, die erheblich weiter geht als jene über die Masseneinwanderung, abzulehnen. Damit fand ich mich im Einklang mit dem Bundesrat. Doch obwohl die Regierung dieselbe Meinung vertritt, verärgerte sie mich bei der Lektüre zusehends. Mit ihren Argumenten, aber auch mit ihrem Stil.

So schreibt der Bundesrat, eine Annahme der Initiative würde seine Bemühungen «erschweren, gute und stabile Beziehungen mit der Europäischen Union (EU) zu erhalten». Doch nicht nur das: Ein Ja zu Ecopop würde auch die «Lösung» gefährden, welche die Regierung derzeit im Nachgang über die Abstimmung vom 9. Februar mit der EU anstrebt. Als ob es nicht um den Inhalt der bevorstehenden Abstimmung ginge, sondern darum, dem Bundesrat und seinen Unterhändlern die Arbeit zu erleichtern. Das ist ein sachfremdes, überdies governantenhaftes Argument, nach dem Motto: «Volk, du hast uns schon genug Ärger gemacht, jetzt lass uns in Frieden.»

Vollends belehrend wird es, wenn der Bundesrat das Ecopop-Anliegen des schonenden Umgangs mit den natürlichen Ressourcen mit dem Satz pariert: «Aber dafür müssen wir nicht andere Menschen aussperren, sondern den eigenen Ressourcenverbrauch senken!»

Was hat, bitte schön, das Ausrufezeichen in einer Regierungsbroschüre zu tun, die erklärtermassen nüchtern und sachlich sein will? Das ist schlechter Stil. Und es könnte den einen oder andern Stimmbürger zum Nachdenken anregen. Weshalb setzt der Bundesrat auf solche Überwältigungsrhetorik? Fehlt es ihm an tauglichen Argumenten? Auf Bevormundung reagiert der Bürger bockig. Mir jedenfalls geht es so. Ich werde mir die Sache nochmals überlegen. Wenn der Bundesrat nicht souveräner argumentiert, riskiert er, dass seine Empfehlungen zum Bumerang werden.

«Die Swissness ist <Teufelszeug>»

Von Rico Bandle und Philipp Gut — Die SRG plant heimlich eine Revolution: Die Schweiz dürfe im Schweizer Fernsehen keine so grosse Rolle mehr spielen, fordert der Unterhaltungschef.



Dorn im Auge trotz Erfolg: «SRF bi de Lüt».

Christoph Gebel ist seit fast vier Jahren Leiter der Unterhaltungsabteilung beim Schweizer Radio und Fernsehen (SRF), doch jetzt plant er den grossen Coup. In einem internen Papier, das der *Weltwoche* vorliegt, fordert der Unterhaltungschef nichts weniger als eine Neuausrichtung des Programms. In der Unterhaltung, aber nicht nur dort. Brisant: Die SRF-Geschäftsleitung stützt den Vorstoss.

«Swissness vs. CH in Europa: Was heisst das für unser Programm?», fragt Gebel. Und er liefert die Antwort gleich selber: «Die Swissness ist <Teufelszeug>.» Hoppla!

«Zu viele Kühe und Alpen»

Wie kommt der Chef der mächtigen Unterhaltungsabteilung zu einem solchen Befund? Zwar sei die Swissness – also der Bezug zur Schweiz und ihren traditionellen Werten – das wichtigste «Alleinstellungsmerkmal» gegenüber der deutschsprachigen Konkurrenz. Doch sie dürfe «künftig nicht mehr in gleichem (Über-)Mass zu reinem Selbstzweck eingesetzt werden – quer durch alle Inhaltsabteilungen». Es gebe, so dekretiert Gebel, «definitiv zu viele Kühe und Alpen im Programm».

Ironischerweise hat die SRF-Unterhaltungsabteilung diesen – sehr erfolgreichen – Trend mit Sendungen wie «SRF bi de Lüt» oder «Die grössten Schweizer Hits» selber befeuert.

Offensichtlich will die Chefetage das jetzt korrigieren. Sowohl bestehende wie neu zu entwickelnde Unterhaltungssendungen hätten eine aufgeklärte und kritische Haltung einzunehmen, so Gebel weiter. Denn das «Problem der Swissness» sei, «dass sie einen unkritischen, oft idealisierten und teils verkitschten Blick auf unser Land wirft».

Es geht also nicht darum, ob die Sendungen gut gemacht sind und spannende Unterhaltung bieten. Das Ziel ist kein journalistisches, sondern ausdrücklich ein politisches: Es müsse verhindert werden, «dass wir dem Publikum ein reaktionäres Weltbild vermitteln, also das Bild einer Schweiz skizzieren, die es so nur noch auf dem Leporello gibt», schreibt Gebel. «Ziel ist es, mit einem Gleichgewicht zwischen Verankerung und Öffnung ein moderneres Bild der Schweiz abzubilden.» Auch in Unterhaltungssendungen seien unbedingt «realistischere Stoffe» einzuplanen. Sogar bei «SRF bi de Lüt» sei das «möglich und nötig».

Für Gebel bedeutet «Öffnung», dass die Begriffe «CH in Europa» und «CH in der Welt» in den Sendungen zum Ausdruck kommen.

Dass der ländlichen Schweiz in der SRF-Unterhaltung viel Platz eingeräumt wird, ist der progressiv-urbanen Elite schon länger ein Dorn im Auge. 2010 beanstandete der abtretende SP-Bundesrat Moritz Leuenberger:

«Obwohl die Städte in fast allen Bereichen den Takt angeben, wird das glückliche Landleben noch heute in einem Masse verherrlicht, das an Verlogenheit grenzt.» Von Landsendungen wie «SRF bi de Lüt» (damals: «SF bi de Lüt») fühle er sich diskreditiert: «Wir schliessen daraus: Auf dem Land leben die Sympathischen, in der Stadt die Unsympathischen.»

SRG-Generaldirektor Roger de Weck, der auch dank Leuenberger ins Amt gewählt worden war, nahm den bundesrätlichen Steilpass dankend an. Mit dem Resultat, das «SRF bi de Lüt» plötzlich auch in Zürich oder Bern haltmachte. Man gab sich alle Mühe, die «weltoffene Schweiz» abzubilden. Für den Zuschauer blieb aber bloss die Erkenntnis, dass das Leben in den Städten nicht weniger bieder ist als auf dem Land.

Geringschätzung des Publikums

Wie soll die Unterhaltung auf SRF idealerweise aussehen? Als positive Beispiele nennt Gebel im internen Papier die Castingshow «The Voice of Switzerland», in der viele Secondos mitmachen, sowie die beiden Doku-Soaps «Jobtausch» und «Verkehrte Welt», in denen Schweizer für kurze Zeit ins Ausland gehen und im Gegenzug Ausländer in die Schweiz kommen. Bei allen drei Sendungen handelt es sich um im Ausland eingekaufte Formate, die man in ähnlicher Form auch auf Privatsendern sieht. «Jobtausch» und «Verkehrte Welt» werden sogar für SRF von einer deutschen Produktionsfirma (Constantin) hergestellt. Davon möchte Gebel mehr – SRF wird sich also weiter der privaten Konkurrenz angleichen. Bewusst und vorsätzlich kratzt man am «Alleinstellungsmerkmal».

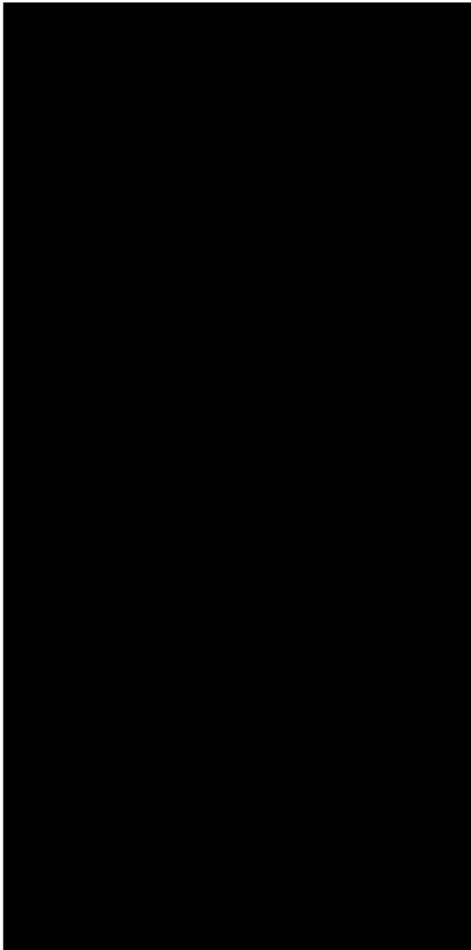
Ganz anders das gescholtene Format «SRF bi de Lüt»: Dieses ist eine SRF-Eigenproduktion, erfunden von den Vorgängern Gebels und de Wecks. Einzelne «SRF bi de Lüt»-Ideen wie die «Landfrauenküche» konnten sogar erfolgreich an ausländische Sender verkauft werden. Davon ist man heute weit entfernt: Die neue Unterhaltungsstrategie ist nicht nur fragwürdig hinsichtlich der Eigenständigkeit des Senders, sie zeugt auch von der Ideenlosigkeit der aktuellen Führungsriege.

Unterhaltung bedeutet seit je die Schaffung von Illusionen; sie soll Freude bereiten, ablenken vom Alltag. Der grandiose Erfolg von «SRF bi de Lüt» zeigt: Das bäuerliche Leben ist für den Schweizer weiterhin ein Ort der Sehnsucht. Der Zuschauer ist klug genug, um zu wissen, dass nicht alles Gezeigte vollumfänglich der Realität entspricht.

Wenn nun die SRF-Spitze eine erfolgreiche Unterhaltungsstrategie aus weltanschaulich-politischen Gründen anpassen möchte, bringt sie damit in erster Linie ihre Geringschätzung des Publikums zum Ausdruck: Sie hält es für eine manipulierbare Masse, die man beliebig in eine bestimmte Richtung (Europa!) lenken kann.

Personenkontrolle

**Goltermann,
Wildberger, Benini, Blocher,
Bodenmann, Capus,
Haldimann**



«Die Mitglieder des Bundesrates [...] hätten <ais ad Schnure> verdient, diese <Sieche>» – glaubt man **Francesco Benini**, Journalist der *NZZ am Sonntag*, rief **Christoph Blocher** mit diesen Worten öffentlich zur Gewalt gegen die Regierung auf. Das vermeintliche Zitat wurde schnell multipliziert, etwa von *Weltwoche*-Kolumnist **Peter Bodenmann**, aber auch von Schriftsteller **Alex Capus**. Bloss: Stimmt es? Die Aussage sei in ihr Gegenteil verkehrt worden, sagt Blocher. In Wirklichkeit habe er in einem Plädoyer gegen Ecopop vor Wutbürgern gewarnt, die «de Sieche da obe ais ad Schnure» geben wollen. Er könne sich nicht mehr erinnern, wer genau was sagte, versucht sich Benini in einer schriftlichen Stellungnahme aus der Affäre zu winden. Dass Blocher das Wort im Mund verdreht wird, ist nicht neu. 1997 musste Chefredaktor **Ueli Haldimann** beim Konkurrenzblatt *Sonntagszeitung* nach einem gefälschten Blocher-Zitat den Hut nehmen. Dummerweise war das Original vom Schweizer Fernsehen aufgezeichnet worden. (axb)

Nachruf



Glarner Original: Alt Ständerat This Jenny.

This Jenny (1952–2014) — Seine Ständeratskollegen, die nächtelang an ihren wohlüberlegten Voten feilten, taten ihm leid. Denn wer am nächsten Abend in der «Tageschau» erschien, war This Jenny, der sich erst während der Debatte ein paar Notizen zusammengekritzelt hatte. Gesunder Menschenverstand, Witz und Schlagfertigkeit waren die Stärken des geborenen Landsgemeinde-Redners. Bei der Beratung eines Hundegesetzes bestieg der Tierfreund die Rednerbühne und erklärte unter allgemeiner Heiterkeit, bei der neu vorgesehenen Leumundsprüfung hätte er niemals einen Hund halten dürfen. Jenny war ein froher Freigeist, der gerne lebte und leben liess. Er mochte die Menschen, und die Menschen mochten ihn. Beruflich, politisch und sportlich verfolgte er die gesteckten Ziele mit eisernem Fleiss – und legte eine Glarner Tellerwäscherkarriere hin: Der Kleinbauernbub aus mittel- und lieblosem Elternhaus wurde Mehrheitsbesitzer der Bauunternehmung Toneatti AG. «Nur weil ich arm geboren bin, muss ich nicht arm sterben», so Jennys Kommentar. In der Kleinen Kammer kämpfte der SVP-Mann für Marktwirtschaft, Selbstverantwortung und Abstimmungstransparenz wie für die Mitbürger auf der Schattenseite des Lebens. Als er im Februar unheilbar an Magenkrebs erkrankte, sprach er offen über ein selbstbestimmtes Ende mit Exit. Nun ist This Jenny diesen Weg mit der ihm eigenen Konsequenz gegangen. Er glaubte an die Chancen, die das Leben bietet. Aber nicht an ein Weiterleben nach dem Tod. Getreu seinem Credo in einer Ständeratsdebatte: «Schluss. Fertig. Aus die Maus.» *Christoph Mörgele*

Warum Mütter lieber am Herd bleiben

Die meisten Frauen würden gerne Vollzeit arbeiten – wenn nur die Betreuungsangebote besser wären: So lautet die gängige Behauptung. Aber stimmt das wirklich? Ein nüchterner Blick auf das propagierte Idealmodell. *Von Mathias Binswanger*



Die Mehrheit der Frauen leidet nicht unter diesem Zustand.

Wenn man Diskussionen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie verfolgt, dann könnte man leicht zum Schluss kommen, dass ein idealer Arbeitstag für emanzipierte Familien folgendermassen aussieht. Vater und Mutter steigen frühmorgens aus den Federn, um ihre noch schlaftrunkenen Kinder zu wecken. Nach hastig heruntergeschlungenem Frühstück werden diese daraufhin in ein Auto gesetzt und bei einer Kindertagesstätte abgeliefert, wo sie dann den Rest des Tages unter für die Eltern meist nicht näher geklärten Umständen, aber kompetent betreut verbringen. Die Eltern selbst eilen weiter zum Arbeitsplatz, wo sie ihrer beruflichen Tätigkeit nachgehen und den ganzen Tag unter Zeitdruck wichtige Tätigkeiten ausüben. Nach Arbeitsschluss rast man zum Einkauf in den Supermarkt, bevor die Kinder abgeholt, nach Hause transportiert und mit Essen versorgt werden. Dann gilt es noch,

Dinge wie Hausaufgaben zu kontrollieren und etwas mit den Kindern zu spielen, denn erst die halbe Stunde gemeinsamer *quality time* gibt dem Familienleben Sinn. Haben es die Eltern dann endlich geschafft, die Kinder ins Bett zu bringen, sind sie meist dermassen übermüdet, dass die Energie nur noch zum Einschalten des Fernsehers reicht, vor dem sie dann einschlafen, wenn sie es nicht im Idealfall noch ins Bett schaffen. Und bald darauf, am nächsten Tag, geht die ganze Prozedur wieder von vorne los.

Stress der Doppelverdienerfamilie

Doch ist dies wirklich ein erstrebenswerter Alltag? Will die Mehrheit der Menschen ein solches Leben? Die Antwort darauf lautet wenig überraschend: nein. Dies zeigen auch neue Zahlen der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung zu «Vereinbarkeit von Beruf und Familie», die kürzlich vom Bundesamt für Statistik publi-

ziert wurden. Vier Fünftel aller befragten Personen im Alter von 15 bis 64 Jahren, die Betreuungsaufgaben wahrnehmen, geben an, dass sie ihre Arbeitstätigkeit nicht ausbauen wollen, selbst wenn die Betreuungsprobleme gelöst wären. Bei der Mehrheit dieser Personen handelt es sich um Mütter, die Teilzeit oder gar nicht arbeiten. Sie suchen nicht den Stress einer Doppelverdienerfamilie mit zwei Vollzeit arbeitenden Elternteilen. Auch bei verbesserten Betreuungsangeboten würden sie deshalb keiner zusätzlichen Erwerbstätigkeit nachgehen.

Das Bundesamt für Statistik zieht es allerdings vor, das Glas zu einem Fünftel leer statt zu vier Fünfteln voll zu sehen. Im Text zu den veröffentlichten Statistiken lesen wir, dass «beinahe ein Fünftel der Personen mit Betreuungsaufgaben angeben, dass diese Aufgaben sie bei der Ausübung einer Berufstätigkeit einschränken». Das ist zwar nur eine Minderheit,

aber in der Politik wird oft davon ausgegangen, dass diese Minderheit die überwiegende Mehrheit aller Frauen darstellt. Die gängige Annahme lautet: Die meisten Frauen würden gerne mehr arbeiten, wenn man nur die Betreuungsangebote verbessern würde. Auch das Bundesamt für Statistik hatte offenbar Hemmungen, eine gegenteilige Botschaft zu verbreiten, selbst wenn die Daten eine andere Sprache sprechen.

Die Daten der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung werden auch in andern Ländern bestätigt. So zeigte eine Umfrage der Vergleichs-Site Uswitch.com in Grossbritannien, dass 75 Prozent der britischen Mütter lieber nicht arbeiten gehen, sondern zu Hause beim Kind bleiben. Nur können sich das in Grossbritannien viele Mütter einfach nicht leisten, und es bleibt ihnen gar keine andere Wahl, als nach der Geburt eines Kindes wieder in den Beruf einzusteigen. Die Doppelverdienerfamilie mit zwei Vollzeit arbeitenden Elternteilen ist für die meisten Familien in Grossbritannien kein erstrebenswertes Ziel, sondern ein ökonomischer Zwang, dem man gerne entrinnen würde.

Männer lassen sich nicht umerziehen

Nun könnte man aus feministischer Perspektive noch darauf hoffen, dass die Menschen, die wegen Kindern oder andern zu betreuenden Personen auf Arbeit verzichten, deswegen zumindest unzufriedener mit dem Leben sind. Aber auch das ist nicht der Fall. Freiwillig nicht arbeitende Menschen (hauptsächlich Frauen) sind mit ihrem Leben ebenso zufrieden wieder arbeitende Teil der Bevölkerung. Auch das lässt sich anhand von Zahlen des Bundesamtes für Statistik erkennen. Die Mehrheit der Frauen, die auf Erwerbsarbeit verzichten, leidet also nicht unter diesem Zustand, sondern empfindet die mit den Kindern verbrachte Zeit mehr als Bereicherung denn als Belastung.

Das heute propagierte Idealmodell der Doppelverdienerfamilie mit Fremdbetreuung in Kindertagesstätten erweist sich oft als Glücksfalle. Kein Wunder, dass die Freude am Familienalltag dabei auf der Strecke bleibt. Nicht zuletzt aus diesem Grund zeigen Statistiken, dass generell die Lebenszufriedenheit für Menschen im Alter zwischen 25 und 49 Jahren einen Tiefpunkt erreicht. Das gilt sowohl für die Schweiz als auch für andere entwickelte Länder. Die amerikanische Soziologin Arlie Russell Hochschild hat dies schon in den 1990er Jahren erkannt, als sie sich in ihrem Buch «The Time Bind» mit dem Alltag von amerikanischen Familien auseinandersetzte.

Zwar machen es Kindertagesstätten für Frauen möglich, Beruf und Kinder zu kombinieren. Aber der damit verbundene Alltag funktioniert nur, wenn er minutiös durchgeplant ist. Und Kinder sorgen mit schöner Regelmässigkeit dafür, dass solche minutiösen Planungen über den Haufen geworfen werden. Ausserdem fordern die Kinder dann, wenn sie endlich zu Hau-

se sind, umso mehr Aufmerksamkeit von ihren Eltern, die sie den ganzen Tag über nicht gesehen haben. Unter solchen Bedingungen empfinden Frauen die Arbeit häufig als entspannender als die zu Hause verbrachte Zeit. Es kommt dann so, wie es Arlie Russell Hochschild formuliert hat: «Home becomes work and work becomes home.» Nicht gerade das, was man sich unter einem idealen Familienleben vorstellt. Im täglichen Stress offenbaren sich die verborgenen Kosten der modernen Kinderkrippengesellschaft. Das ist auch in Schweden deutlich erkennbar, wo das Angebot an Kindertagesstätten gut ausgebaut ist. Eine Untersuchung der EU («Households, Work and Flexibility») mit Daten aus sechs verschiedenen Ländern zeigt, dass der Stress für Frauen in Doppelverdienerfamilien in Schweden besonders hoch ist.

Damit kein falscher Verdacht entsteht: Dieser Beitrag ist kein Plädoyer dafür, dass Frauen an den Herd zurück sollen und nur noch Männer einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Aber er ist ein Plädoyer dafür, genauer hinzuschauen, was man mit der Forderung nach Vollbeschäftigung beider Elternteile und flächendeckenden Vollzeitbetreuungsmöglichkeiten tatsächlich propagiert: einen unattraktiven Alltag, von dem Mütter am meisten betroffen sind. Der grösste Teil der Betreuungsarbeit bleibt nämlich so oder so an ihnen hängen. Nur die wenigsten Männer lassen sich neben ihrem Job zu funktionierenden «Teilzeitvätern» umerziehen, viele wollen dies gar nicht. Elternschaft ist und bleibt zu einem grossen Teil weiblich.

Letztlich offenbart sich in dem Bestreben, Beruf und Kinder unter einen Hut bringen zu wollen, ein ökonomisches Paradox. In ärmeren Ländern sind die damit verbundenen Probleme viel kleiner, da sich fast immer eine Grossmutter, Schwester oder Tante für die Betreuung findet. Ist dies nicht der Fall, kann man immer noch ein Mädchen vom Land anheuern, welches sich dann für relativ wenig Geld fast rund um die Uhr um die Kinder kümmert. Kaum wird ein Land jedoch reicher, verschwinden alle diese Möglichkeiten. Die Grossmutter wohnt jetzt oft weit weg oder ist anderweitig engagiert. Schwester und Tante sind in Ausbildung oder haben ihren eigenen Job. Auch auf dem Land findet sich kein Mädchen mehr, das für einen erschwinglichen Preis Betreuungsaufgaben übernimmt. Zwar können sich ein paar gutsituierte Doppelverdienerfamilien auch bei uns eine Vollzeit-Nanny leisten. Für die Mittelschicht bleibt diese Lösung aber im Normalfall unerschwinglich. Je reicher ein Land wird, umso mehr wird die Fremdbetreuung der Kinder für berufstätige Mütter zum Stressfaktor. Und sie verzichten dann konsequenterweise entweder auf Kinder oder Vollzeitbeschäftigung.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen.

Clever sparen!

Jetzt nur 450.–/Monat

Wir könnten unsere Preise auch auf 650.–/Monat erhöhen. Wollen wir aber nicht!

220'000
Impressions pro Monat



Das marktführende Stellenportal für IT-Spezialisten

200'000
Impressions pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer Stellenportal für Handwerker

300'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:
info@stellen-anzeiger.ch

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80

Wir sind Steinzeit

Von Henryk M. Broder —

Wir wollen nicht begreifen, mit wem wir es beim IS zu tun haben.



Die «Enthauptung» beziehungsweise «Hinrichtung» – allein diese Bezeichnungen zeugen von einer völligen Ratlosigkeit im Umgang mit einer Bande von Lustmör-

dern – des Amerikaners Peter Kassig ist in Deutschland mehr oder weniger achselzuckend hingenommen worden. Etwa so wie der Beginn eines Streiks, den die Gewerkschaft Wochen im Voraus angekündigt hatte. Man hat es ja kommen sehen. Etwas gegen ein Unheil zu unternehmen, das programmiert ist, scheint so unmöglich, wie ein heraufkommendes Gewitter abzusagen.

Hatten die beiden ersten «Enthauptungen» noch für ein massloses Entsetzen gesorgt, liess die Intensität der Reaktionen ab der dritten Hinrichtung merklich nach. In den Kommentaren war immerhin noch von «Steinzeitislamisten» die Rede, die sich «menschenverachtender» Mittel bei der Durchsetzung ihrer Ziele bedienen würden. Wobei man immerhin feststellen konnte, dass die Zahl derjenigen, die noch immer darauf bestehen, dass dieser «Steinzeitislamismus» nichts mit dem wahren Islam zu tun habe, allmählich zurückgeht. Wenigstens insofern findet eine Annäherung an die Wirklichkeit statt.

Wieso aber «Steinzeitislamismus»? Was will uns der Begriff suggerieren? Dass der Islamische Staat ein Relikt ist aus jenen Tagen, als das Rad noch nicht erfunden war? Das Gegenteil ist der Fall. Der IS ist das modernste islamische Konstrukt seit der Belagerung von Wien durch die Osmanen im Jahre 1683. Da sind die Uniformen, die von Designern entworfen und die Aufmärsche, die von Profis choreografiert wurden. Die Videos wirken nicht wie Amateuraufnahmen aus einem Ferienklub, sie lassen die Handschrift von Cineasten erkennen, die bei Leni Riefenstahl und Sergej Eisenstein in die Schule gegangen sind. Auch die Staatsidee des IS ist modern und zukunftsweisend: ein Staat, der sich nicht über Grenzen, sondern über Macht definiert. Das genaue Gegenteil zu *failed states* wie Nigeria, Somalia, Sudan, Belgien oder dem Kosovo. Und die Idee, eine eigene goldbasierte Währung einzuführen, ist in Zeiten virtuellen Geldes ein Beweis für ökonomische Vernunft. Das ist nicht Steinzeit. Wir sind Steinzeit, weil wir nicht begreifen können oder wollen, mit wem wir es zu tun haben.

Herzstillstand mit Flutterstrom

Von Silvio Borner — Mit öffentlichen Geldern singt der Kanton Basel-Stadt das Hohelied der Energiewende. Die Argumente sind unwahr und irreführend.

Seit 1999 erhebt der Kanton Basel-Stadt eine Lenkungsabgabe auf Strom: Jede Kilowattstunde (kWh) wird mit einer Steuer belastet, die in einen «Stromspar-Fonds» fliesst. Ein Beispiel für den dadurch ausgelösten fragwürdigen Verwaltungs- und Propagandaaufwand habe ich zufällig kürzlich entdeckt: Aus den Einnahmen der Lenkungsabgabe wurden drei Viertel des Propagandahefts *Neue Energie für die Schweiz* (Ausgabe Herbst 2014) bezahlt. Ein paar Kostproben für die darin verbreitete Argumentation:

Behauptung: «Über 33 000 neue Solar-, Wasser-, Wind- und Holzkraftwerke sind blockiert, weil der Zuschlag für die KEV [kostendeckende Einspeisevergütung, Anm. d. Verf.] bei 1,4 Rappen gedeckelt ist. Würde man sie realisieren, wären die drei Altreaktoren Mühleberg, Beznau I und II vollständig ersetzt.»

Tatsache: Selbst wenn es gelänge, den Wind- und Solarstrom durch Speicherung haltbar zu machen, müssten wir bei Solarstrom die acht- bis zehnfache und bei Windstrom die sechs- bis siebenfache Kapazität bereitstellen. Dies, weil die Kraftwerke nur während zehn Prozent respektive fünfzehn Prozent der Zeit unter Vollast laufen können. Die jährlichen Kilowattstunden aus Sonne und Wind dürfen nicht mit denen aus Atomkraftwerken verglichen werden, weil diese sogenannte Bandenergie mit neunzig Prozent «Volllaststunden» liefern.

Behauptung: «Stammten im letzten Jahr über siebzig Prozent des Stroms aus sauberen Quellen – hundert Prozent wären problemlos zu erreichen.»

Ganz starker Tobak

Tatsache: Was heisst überhaupt «sauber»? Fotovoltaik stösst zehnmal mehr CO₂ aus als AKW, und die Produktion und die Entsorgung kommen hinzu, auch wenn der schlimmste «Dreck» in China bleibt. Die AKW erbringen heute etwa siebzig Prozent der Grundlast, die durch Flutterstrom aus Sonne und Wind niemals erbracht werden kann. Ein vollständiger Ersatz der AKW durch Wind und Sonne ist durch physikalische und ökonomische Gesetze ausgeschlossen und nicht «problemlos erreichbar».

Behauptung: «Erneuerbare Energien sind volkswirtschaftlich überlegen. Die Zahl der Arbeitsplätze steigt dank der Energiewende von 12 000 auf 29 000.»

Tatsache: Das istbarer Unsinn, denn es zählt nicht die Zahl *neuer* Arbeitsplätze, sondern die Produktivität *aller* Arbeitsplätze. Der Einsatz von günstigem und reichlich verfügbarem Strom hat ja erst die moderne Produktivitätssteigerung der Arbeit ermöglicht. Die höheren Kosten für Strom zerstören deshalb x-mal mehr an international wettbewerbsfähigen Arbeitsplätzen, als sie künstlich und meist nur vorübergehend schaffen.

Behauptung: «Wind- und Solarkraftwerke laufen unabhängig von Erdgas- und Erdölimporten. Die Versorgungssicherheit steigt.»

Tatsache: Ganz starker Tobak! Je mehr Flutterstrom wir ins Netz einspeisen müssen (unabhängig vom Bedarf und damit vom Wert), desto unsicherer wird die inländische Versorgung und desto grösser die Auslandsabhängigkeit.

Behauptung: «Neue Wind- und Solarkraftwerke produzieren inzwischen günstiger als Atomstrom. Deshalb sind AKW-Projekte in der ganzen EU nicht mehr rentabel.»

Tatsache: Atomstrom kostet heute zwischen fünf und zehn Rappen pro Kilowattstunde, Solarstrom hat Gestehungskosten von 25 bis 35 Rappen, aber steigende Zusatzkosten für Speicher- oder Reservewerke von heute mindestens 30 Rappen. Ohne Subventionen bis zum St. Nimmerleinstag haben Wind und Sonne auf dem Markt nicht die geringste Chance. Gebaut werden in Europa und vor allem in Deutschland deshalb Kohlekraftwerke, weil diese noch billiger sind als Atommeiler. In China geschieht jedoch genau das Gegenteil, nicht wegen des Klimawandels, sondern wegen der Luftverschmutzung.

Behauptung: «20 bis 30 Quadratmeter Dachfläche liefern den Stromverbrauch eines durchschnittlichen Haushalts, ohne CO₂-Emissionen.»

Tatsache: Die Crux liegt in der irreführenden Messgrösse «Jahresverbrauch». Was macht unser Haushalt in den langen und dunklen Winternächten? Was nützt mir die durchschnittliche Zahl von Herzschlägen pro Jahr, wenn mein Herz jede Nacht für ein paar Stunden abstellt? Der Stromkreislauf ist wie der Blutkreislauf. Beide benötigen eine permanente Spannung. Wer bei der Selbstversorgung an den Jahreswert glaubt, soll sich bitte vom Netz verabschieden und die Zusatzkosten nicht auf andere abwälzen.



Merkel nimmt das Megafon

Von Hansrudolf Kamer — Die deutsche Kanzlerin kritisiert russische Expansionsgelüste und wirft Putin «altes Denken» vor. Die nach dem Kalten Krieg etablierte europäische Ordnung bröckelt seit langem.



Die Zeichen in der Ukraine-Krise stehen wieder auf Sturm. Die Konfrontation zwischen dem Westen und Russland hat sich verschärft. Das Waffenstillstandsabkommen von Minsk ist Geschichte, und

am G-20-Gipfel in Brisbane wurden dem russischen Präsidenten Wladimir Putin die Leviten gelesen – von den Amerikanern und den Europäern.

Beim traditionellen Gruppenfoto wurde er marginalisiert. Er ist ganz an den Rand verschoben worden, während die «normalen» Mächtigen die Szene beherrschen. Das war auch der Eindruck, den die westlichen Staatenlenker nach aussen vermitteln wollten. Mit Werkzeugen dieser Art wird inzwischen internationale Diplomatie betrieben.

Auf die unverblühte Aufforderung des kanadischen Premierministers Harper, er müsse aus der Ukraine verschwinden, soll Putin geantwortet haben, das könne Russland gar nicht, weil man nicht dort sei. Das erinnert an die Lage auf der Krim vor der Annexion, als es ähnlich tönte. In einem Interview mit dem deutschen Fernsehen räumte Putin ein, dass «man» damals «dort» gewesen sei. Das Gleiche gilt heute für die Ostukraine.

Nach dem üblichen Geplänkel der *public diplomacy* setzte die deutsche Bundeskanzlerin Merkel einen drauf. In einer Rede vor einem Think-Tank in Sydney warnte sie deutlich vor russischem Expansionsstreben und bedrohlichen Weiterungen der Krise. Der Abschluss des malaysischen Passagierflugzeugs MH17 über der Ukraine sei nicht nur eine regionale Angelegenheit, sondern betreffe alle. Offenbar hat diese Tragödie Berlins Regierungsviertel wacherüttelt.

In der Diskussion nach ihrer Rede sprach sie von wachsendem russischem Einfluss und erklärte, es gehe nicht nur um die Ukraine. Es gehe um die Republik Moldau und Georgien. Wenn sich Putins Expansionsdrang so weiterentwickle, müsse man sich hinsichtlich Serbiens und der Staaten des Westbalkans Sorgen machen. Letztere Bemerkung geht auf eine Analyse des Auswärtigen Amtes zurück, in der man sich über die russischen Aktivitäten in dieser Region beunruhigt zeigt.

Merkel, die in der Ukraine-Krise eine Führungsrolle einnimmt, während Präsident Obama dankbar «von hinten führt», scheint ihre grundsätzliche Meinung bezüglich Putin im Laufe der Zeit markant geändert zu haben. Während der Proteste auf dem Maidan äusserte sie sich kaum und überliess das Megafon und die Diplomatie Aussenminister Steinmeier.

Als Putin auf die Krim losging, war noch Vorsicht am Platz und Zurückhaltung bei Sanktionen angesagt. Doch nun, mit der Krim zurück im Reich und der Ostukraine im Krieg, räumt man im Kanzleramt ein, man habe zu spät gesehen, worauf Putin hinziele.

Floskel von Sonntagsreden

Inzwischen findet Merkel klare Worte und steht hinter einer Verschärfung der Sanktionen. In Sydney erinnerte sie daran, dass sie 2008 am Nato-Gipfel in Bukarest gegen einen Fahrplan für eine Mitgliedschaft der Ukraine gestimmt habe. Das würde sie heute wieder tun. Bei einem Handelsvertrag oder einem Assoziierungsabkommen mit der EU sei das aber anders. Das könne man einem Land nicht verbieten.

Die deutsche Erklärung für all das – die Fehleinschätzung Putins, die Aufarbeitung der Vergangenheit – lautet: Russlands Präsident verharre in altem Denken. Das heisst, er sehe Interessensphären, in denen er seine

Ansprüche durchsetze. Macht vor Recht statt Recht vor Macht. Das stelle die europäische Friedensordnung in Frage, intonierte die Bundeskanzlerin. Obama assistierte mit der Aussage, Putin stelle die *post-Cold War order* in Frage und sei eine Bedrohung für die Welt.

Diese Welt hat sich daran gewöhnt, dass führende Politiker solche Worte noch vor dem Frühstück in den Wind sprechen. Die Begründung wirkt seltsam entrückt, atmet noch den Zeitgeist der kreativen Periode unmittelbar nach dem Zerfall der Sowjetunion. Diese Zeit ist abgelaufen. Man kann es Putin nicht verdenken, dass er sich von westlichen Beschwörungen nicht beeindruckt lässt.

Das neue Denken, das Merkel und Obama der Welt verordnen, ringt um Glaubwürdigkeit. Man wartet immer noch auf den Beweis, dass sich die Welt nach 1989 wirklich verändert hat und Staaten sich nicht mehr von ihren ureigenen Interessen leiten lassen, sondern Höheres im Blick haben. Der europäischen Friedensordnung fehlte es immer an Sanktionsgewalt – ein Konstruktionsfehler, der allen Gebilden kollektiver Sicherheit anhaftet. Und so ist sie eine Floskel von Sonntagsreden geblieben.

Putin stellt den Westen und dessen lose Gedanken auf die Probe. Merkel betont immer wieder, es gebe keine militärischen Alternativen zur Diplomatie und zu politischen «Lösungen». Zu glauben, dass sich diese Bereiche überhaupt trennen lassen, ist ein gravierender Irrtum. Putin sieht die Synthese, Merkel (noch) nicht. Militärische Verteidigung, Gewaltandrohung und Gewaltanwendung waren meistens Bestandteile politischer Prozesse. Auf sie von vornherein zu verzichten, ist kontraproduktiv und geradezu gefährlich.



An den Rand verschoben: russischer Präsident Putin (l.) am G-20-Gipfel in Brisbane.

Mörgeli

Gewerkschaftlicher Bahnsinn

Von Christoph Mörgeli

Gewerkschaften sind Störfaktoren der Marktwirtschaft. Genau deshalb genießen sie in unserer Gesellschaft einen erstaunlichen, aber unverdienten Rückhalt. Es gibt Arbeitslosigkeit, weil die Lohnhöhe durch Gewerkschaften und staatliche Arbeitslosenkassen über jenen Stand gedrückt wird, der bei unbehindertem Funktionieren des Marktes herrschen würde. In einem gesunden Wirtschaftssystem wären alle Hände zu gebrauchen. Wäre da nicht die Macht der Gewerkschaften. Sie können das Unterbieten der von ihnen verlangten Löhne durch arbeitsfreundige Nichtmitglieder jederzeit unterbinden.

In einer freien Gesellschaft ist im Grunde jeder Streik ein Akt des Terrors. Eine besonders üble Form der Gewerkschaftserpressung erlebte diesen Herbst unser nördliches Nachbarland. Die Lokführergewerkschaft GDL legte mit einem tagelangen Streik unter Einschluss des verkehrsreichsten Wochenendes des Jahres den Bahnbetrieb in Deutschland weitgehend lahm. Dies wegen Forderungen der Lokomotivführer, deren Löhne diejenigen der meisten Bahnkunden übertreffen. Darum hielt sich das Verständnis der Deutschen für den «Arbeitskampf» in engen Grenzen.

Der machtbesessene GDL-Gewerkschaftsboss Claus Weselsky, einst in der DDR sozialisiert, ist heute Connaisseur von Rotweinen, die nicht unter 25 Euro kosten dürfen («Das gehört sich nicht in unseren Kreisen»). Bei der Fusion von Eisenbahn- und Verkehrsgewerkschaft zur EVG verstörte Weselsky mit vulgärdarwinistischer Eugenik: «Wenn sich zwei Kranke miteinander ins Bett legen und ein Kind zeugen, da kommt von Beginn an was Behindertes raus.» Um dann flugs ins Opferlager zu wechseln und über eine «Pogromstimmung» gegen seine Gewerkschaft zu jammern.

Was heute in Deutschland passiert, kann morgen in der Schweiz passieren. Wir tun gut daran, den ständigen Ausbau des öffentlichen Verkehrs zu Lasten des Individualverkehrs zu hinterfragen. Beim absoluten Monopol des ÖV ist das gewerkschaftliche Erpressungspotenzial absolut. Wenn alles mit Zug, Bus und Tram pendelt, herrschte bei Ausbruch eines Lohnstreiks Wirtschaftstotenstille. Dies wissen die Bonzen der Bähnler und werden beliebige Forderungen stellen. Die Gewerkschaften können unser Land mit Hunger, Durst, Kälte oder Dunkelheit gefügig machen. Oder durch Lahmlegung des Verkehrs. Der Bahnsinn hat Methode.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Mobilität für Ecopopper

Von Peter Bodenmann — 2025: Für fünf Franken stress- und staufrei von Sternenberg nach Oerlikon.



Ohne Dichtestress ins Grüne: selbstgesteuertes Konzeptauto.

Alle Taxifahrer in Europa zittern vor dem Internet-Fahrdienst Uber. Private Autofahrer karren Uber-Gäste von A nach B. Ohne Gesamtarbeitsvertrag. Oft finden die Amateure ihr Ziel nicht. Und erhalten dafür von Uber auch noch Subventionen.

Der Auto-Professor Dr. Ferdinand Dudenhöffer erklärte letzte Woche uns *Blick*-Lesern die Zukunft: «Morgen kommt das Auto zu uns nach Hause, und wir müssen nur noch einsteigen. Wozu brauche ich dann noch ein eigenes Auto? Die Lebensqualität in den Städten wird sich verbessern, weil es weniger Parkplätze braucht. Beim Fahren passieren keine Fehler, folglich braucht es keine Haftpflichtversicherung mehr. Und wenn irgendwann alle autonom fahren, hätten wir zudem eine der grössten Visionen umgesetzt: null Verkehrstote.»

Uns steht eine vergleichbare Revolution wie auf dem Gebiet der Telefonie ins Haus. In meiner Jugend hatten wir die hundert wichtigsten Telefonnummern im Kopf und hasteten – immer auf der Suche nach Münz – von einer besetzten Telefonkabine zur nächsten.

Wer heute noch Strassen und Parkplätze baut, ist nicht bei Trost. Die notwendigen Verkehrsflächen werden trotz weiter steigendem Verkehrsaufkommen dramatisch schrumpfen. Nicht nur Unfälle, sondern auch Staus gehören der Vergangenheit an. Die Preise pro Personenkilometer werden sinken.

Alle Ecopop-Hopser können deshalb nächstens ohne Dichtestress irgendwo im Grünen wohnen. Auch in Sternenberg. Am Morgen werden sie in kollektiv genutzten Elektromobilen für fünf Franken sanft nach Zürich gleiten. Unterwegs die Mails bearbeiten oder frech chatten. Und direkt vor ihren Büros und Praxen aussteigen. Während sich ihre autonom gesteuerten Elektrosänften autonom neue Kunden und neue Ziele suchen.

Über geht es nicht um die Taxis. Über geht es um den ganzen, heute noch privaten und öffentlichen Verkehr. Denn wer als Erster das perfekte Vermittlungssystem hat, wer das Verhalten der Kunden kennt, wird den Mehrwert in die eigenen Taschen schaufeln. Ein Lied davon singen können die Hotels. Sie haben zu spät begriffen, wie das digitale Zeitalter funktioniert. Deshalb sind sie heute die Gefangenen von Booking.com, Hrs.de, Expedia.de und Co.

Die Verwaltungsräte und die Chefs von SBB und Post müssten jede Nacht Schweissgebadet aufwachen. In den Büros der Gewerkschaften dürften vor Mitternacht die Lichter nicht ausgehen. Alle müssten sich fragen, was mit ihren Zügen und Postautos geschieht, wenn Uber nächstens die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem Verkehr aufhebt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Hosianna und Halleluja

Von Kurt W. Zimmermann — Die Adventszeit naht. Preisen wir also die Heiligen der Medien. Es sind die SRG-Journalisten.

Beginnen wir mit einer Frage aus dem journalistischen Alltag der «Tagesschau». Darf man sich in der «Tagesschau» über das christliche Vaterunser lustig machen?

Ja, das darf man.

Ein Zuschauer beschwerte sich über einen TV-Beitrag zum Strassenverkehr. Anmoderiert wurde der Beitrag mit dem Spruch: «Unser tägliche Staumeldung gib uns heute.»

Diese Verulking des Gebets empfand der Zuschauer als «respekt- und pietätlos». Er beschwerte sich deshalb bei Achille Casanova, dem Ombudsmann der SRG.

Casanova schrieb nun höflich zurück, er zeige für seine «wohlbegründeten Überlegungen viel Verständnis». Doch die Beschwerde lehnte er ab.

Das ist das Grundmuster bei Beschwerden gegenüber dem staatlichen Radio und Fernsehen. Als Erstes geht die Beschwerde an Ombudsmann Casanova. Der schreibt dann höflich zurück, dass «ich für Ihre kritische Reaktion viel Respekt aufweise» oder dass «ich persönlich Ihre kritischen Bemerkungen durchaus teile». Die Beschwerden aber lehnt er ab.

Er lehnt auch Beschwerden ab, die selbst intern unbestritten sind, etwa jene gegen die unsägliche Idee, den «Samschtig-Jass» aus dem Thurgauer Bordell «Rote Villa» auszustrahlen. 183 Beschwerden gegen SRG-Sendungen sind im Jahr 2013 beim Ombudsmann eingegangen. Nur sechs Prozent davon erschienen ihm letztlich berechtigt.

Die sechs Prozent werden dann an die Unabhängige Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen (UBI) weitergezogen. Das ist sozusagen das nächsthöhere Gericht zur Beurteilung journalistischer Verbrechen. Hier werden dann auch diese restlichen sechs Prozent abgeschmettert. Im Jahr 2013 wurde vom UBI keine einzige Beschwerde als berechtigt betrachtet.

Das Zweistufen-Modell der Reinwaschung funktioniert tadellos. Der Ombudsmann besorgt die Vorfilterung. Die Beschwerdeinstanz lehnt die paar verbliebenen Beanstandungen ab.

Damit ergibt sich ein merkwürdiges Bild, das so gar nicht zur Medienrealität passen will.

Journalisten, wie wir alle wissen, sind Sünder. Es ist unvermeidlich, dass ihnen in der täglichen Arbeit dauernd Verstösse gegen ihre Berufsregeln unterlaufen. Es sind Verstösse gegen Prinzipien wie Fairness und Sachgerechtigkeit. Nur die Journalisten der staatsnahen Medien sind fehlerfrei. In der SRG leben die letzten Heiligen des Journalismus. Hosianna und Halleluja.



Wäscht rein: Ombudsmann Casanova.

Auch 2014 wurde nicht eine einzige Beschwerde gegen das Deutschschweizer Radio und Fernsehen gutgeheissen. Selbst extrem verzerrte Darstellungen wie etwa der «Rundschau»-Bericht zum Kampfjet Gripen wurden als «nicht tendenziös» durchgewinkt.

Dass die SRG-Journalisten dermassen geschont werden, liegt in der Struktur ihrer beiden Aufsichtsinstanzen. Beide sind staatsnah aufgestellt und personell einseitig dotiert.

Ombudsmann Achille Casanova war 25 Jahre lang Bundesbeamter, zuletzt als Bundesratssprecher. Er denkt in politischen und nicht in journalistischen Kriterien. Finanziert wird er durch die Zwangsgebühren der SRG.

Noch staatsnäher ist die Beschwerdeinstanz UBI. Sie wird als Teil der eidgenössischen Verwaltung geführt und aus Bundesgeldern finanziert. Ihr Präsident, der ehemalige Medienprofessor Roger Blum, bringt immerhin frühere journalistische Erfahrung mit. Doch sieben der anderen acht Mitglieder seines Gremiums sind Juristen ohne Praxisbezug in den Medien.

Schliessen wir also diese voradventliche Betrachtung mit einer philosophischen Frage: Wann ist in unserem Leben ein vollkommener Misserfolg garantiert?

Die Antwort ist einfach: Wenn wir eine Beschwerde gegen eine SRG-Sendung einreichen.

Mirka vs. Stan

Von Beatrice Schlag — Klatsch und seine Sonnenseiten.

Wurde «Stan the Man» am vergangenen Samstag im dritten Satz um den Sieg gebracht? Brachte Rogers Mirka ihn zwischen zwei Aufschlägen aus dem Konzept, indem sie



ihren Mann so lauthals anfeuerte, dass Stan die Nerven verlor? Stanislas Wawrinka hat das nie behauptet und Federer es nicht dementiert. In die Welt gesetzt wurde das Gerücht vom legendären Tennis-Hitzkopf John McEnroe, der als Kommentator behauptete, nach dem Match habe es zwischen Federer und Wawrinka heftig gekachelt. Wir werden nie erfahren, was daran wahr ist. Aber als Klatsch war die Idee, Mirka sei schuld am Resultat, viel ergiebiger als die Umräumung von Stan und Roger am Ende des Spiels. Und Klatsch muss bekanntlich sein.

Muss er? Im 16. und 17. Jahrhundert wurden in England manche Klatschtanten – es traf mehr Frauen als Männer – verurteilt, einen eisernen Helm mit einem Mundstück zu tragen, das sie am Sprechen hinderte. Bis heute haben Tratschmäuler einen schlechten Ruf. Was die, denen Klatsch angeblich zuwider ist, nicht hindert, selber ausgiebig zu tratschen. Nach Untersuchungen des bekannten britischen Evolutionspsychologen Robin Dunbar macht Klatsch – Reden über anderer Leute Beziehungen, über Sympathie und Antipathie und gesellschaftliche Ereignisse – geschlagene zwei Drittel sämtlicher Privatgespräche aus. Nur ein Drittel entfällt auf Themen wie Sport, Politik, Musik, Filme oder Fernsehen. «Dass Klatsch uns so wichtig ist», sagt Dunbar, «legt nahe, dass es sich um eine Primärfunktion der Sprache handelt.» Nach seiner Theorie entstand Klatsch, als Menschengruppen, die zusammen hausten, so gross wurden, dass es unmöglich war, jeden im Auge zu behalten: «Die Sprache wurde nötig, um zu erfahren, was andere taten, wenn man nicht dabei war.» Dunbar ist mit seiner Meinung nicht allein. Klatsch, sagen zahlreiche Wissenschaftler, diene dazu, die Normen der Gesellschaft kennenzulernen. Dass er meist negativ ist, hat zwei simple Gründe. Erstens kann der Mensch sich negative Geschichten leichter merken als positive. Zweitens fühlt man sich viel verbundener, wenn man über einen Dritten herzieht, als wenn man des Lobes voll ist. Und das ist der Hauptzweck der ganzen Übung. Sorry, Mirka.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in einem Restaurant eine geöffnete Weinflasche nach dem Probieren zurückgeben, wenn der Wein einem nicht schmeckt?
Patrick Paul, Fällanden

Wenn ein Gast ein- oder zweimal im Jahr zu uns kommt, soll er in den Genuss eines perfekten Erlebnisses kommen. Da ist es selbstverständlich, dass wir einen Wein zurücknehmen, der nicht seinen Vorstellungen entspricht oder der gar korkt.
Oliver Friedrich, Sommelier und Restaurantleiter in Andreas Caminadas «Schloss Schauenstein», Fürstenu GR

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ein grossartiges Interview. Für mich ist Raoul Weil ein Held.»

Isabelle C. Walker

Weil sollte nach Bern berufen werden

Nr. 46 – «Ich bin religiöser geworden»; Interview mit dem ehemaligen UBS-Topkader Raoul Weil

Ein grossartiges Interview. Für mich ist Raoul Weil ein Held. Überdies hoffe ich, dass es unserer Landesregierung langsam dämmert, was der Freispruch für die Schweiz bedeutet. Raoul Weil sollte nach Bern berufen und in zukünftige Verhandlungen mit einbezogen werden. Er weiss nun, wie die Amerikaner wirklich ticken und wie man ihnen die Stirn bietet. Bundesbern könnte viel von ihm lernen.

Isabelle C. Walker, Hombrechtikon

Auf ein rechtmässiges Gerichtsurteil hat die Mehrheit der Schweizer Bürger jahrelang gewartet. Es ist Raoul Weil hoch anzurechnen, dass er diese Belastung ertragen hat. Erstmals ist die Waffe der USA, «Macht vor Recht», vernichtet worden. Raoul Weil ist «Schweizer des Jahres 2014». In diesem Zusammenhang verweise ich auf das Buch «Die verschwiegene Geiselnahme: Der Steuerkrieg der USA gegen die Schweiz».

Gregor Meyer, Möhlin

Dem Esel wird's zu wohl

Nr. 46 – «Bundesrat: Irrweg nach links»; Legislatur-Bilanz von Roger Köppel

Seit dem Aufstieg der SVP und deren Anspruch auf zwei Mandate im Bundesrat finden die Verantwortlichen der FDP und CVP keine sinnvollen Antworten. Auch das angeblich freisinnig-demokratische Blatt NZZ steuert ohne Kompass in stürmischen Gewässern. Dieses ganze Drama verdichtet sich und zieht sich nun seit sehr vielen Jahren hin, zuungunsten der Eidgenossenschaft. Dieses skandalöse Politiktheater der Schweiz erinnert mich an einen Ausspruch meines Grossvaters: «Wenn's dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis.» Ich bitte alle Verantwortungsträger der FDP, CVP und BDP, das Eis zu verlassen und sich der Verantwortung gegenüber dem Wähler und unserem Land zu besinnen. So kann es nicht weitergehen in einer immer unsicherer werdenden Zeit.

Erich Loser, Boll

Eine Mitte gibt es schon lange nicht mehr. Das Für-dumm-Verkaufen des Bürgers schreitet munter fort. Da wirft der Präsident der BDP, Martin Landolt, mit braunem Schmutz nach der SVP, wohl wissend, dass dies Toni Brunner die Zornesröte ins Gesicht treibt. Natürlich ein Signal für die Linken: «Schaut her, wir helfen

euch, die SVP niederzumachen, helft uns, unsere Bundesrätin zu erhalten!» Die Linken reiben sich genüsslich die Hände. Sie werden dank der sogenannten Mitteparteien ihr Ziel erreichen, den Stachel Widmer-Schlumpf im Fleisch der SVP belassen und schadenfroh vor sich hin grinsen. So sieht das der Bürger und ärgert sich über die nach links gerutschte Mitte.

Ich hoffe, dass einige Bürger dieses Trauerspiel durchschauen und bei den kommenden Wahlen das Spiel der sogenannten Mitte nicht mehr tolerieren. Dass in dieser Situation aus dem Bundesrat je länger, je mehr ein Parteienrat, unter der Leitung der SP, geworden ist, macht das Hinschauen des Bürgers auf die jetzige Politik nur noch ärgerlicher. Was da die sogenannte Mitte mit dem Bürger treibt, darf 2015 nicht unbeantwortet bleiben. Wir Bürger haben es in der Hand.

Roman Bont, Oberglatt

Galladés pawlowscher Reflex

Nr. 46 – «Vernunft statt Ideologie»; Chantal Galladé über die Schweizer Armee

Chantal Galladé will sich für eine glaubwürdige und zeitgemässe Armee einsetzen. Aber eine Mehrheit von Stahlhelm-Ideologen in Bundesrat und Parlament will unbeirrbar mit den Mitteln und Strategien des letzten Jahrhunderts die Gefahren von morgen bekämpfen. Galladé weiss: Der pawlowsche Reflex ist schuld!

Als Gegenmassnahme verlangt sie, dass die Armeespitze und die bürgerlichen Sicherheitspolitiker und -politikerinnen endlich ihre Ideologien über Bord werfen und sich mit den tatsächlichen sicherheitspolitischen Herausforderungen und Gefahren der Schweiz auseinandersetzen. Ignoriert die Botschaft zur Weiterentwicklung der Armee das Bekämpfen der Gefahren von heute und morgen? Wer fühlt sich berufen, der SP-Nationalrätin und dem Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission die entsprechenden Antworten zu geben? Oder ist ein pawlowscher Reflex bei Chantal Galladé zu befürchten?

Peter Müller, Fehraltorf

Wiedervereinigung? «Ich weiss nicht recht»

Nr. 46 – «Mauerfall: Schweizer Fauxpas»; Philipp Gut über Schweizer Aussenpolitik

Der Autor ist entweder ziemlich jung oder etwas vergesslich, er tut Herrn Felber Unrecht. Angesichts einer sich schnell ändernden internationalen Lage ist es bestimmt kein Fehler, wenn ein kleines neutrales Land beim Beziehen von Positionen zurückhaltend ist. Nun, 25

Jahre nach dem Mauerfall hat man leicht reden. Aber 1989/90 herrschte auch in anderen Ländern angesichts der sich abzeichnenden Wiedervereinigung spürbare Verunsicherung. So in Dänemark, Frankreich, aber auch in der Sowjetunion. Letztere praktizierte bereits Glasnost, und im russischen Fernsehen wurden öfter Strasseninterviews ausgestrahlt.

Ich erinnere mich an eins, in dem ein etwas betagter Passant die allgemeine Stimmung auf den Punkt brachte. Auf die Frage, was er von einer deutschen Wiedervereinigung halte, antwortete er offenherzig: «Ich weiss nicht recht. Das letzte Mal, als die Deutschen vereint waren, sah ich sie aus dem Schützengraben vor den Toren Lenigrads.» Die zur Zeit des Mauerfalls amtierenden Politiker waren vielleicht keine Kriegsveteranen, gehörten aber teilweise zur gleichen Generation und mögen ähnliche Gedanken gehabt haben. *Oleg Ayranov, Brugg*

Von solchen Geschichten kann man lernen

Nr. 46 – «Lach über den Tod!»; Rico Bandle über Inge Ginsberg

Es ist der *Weltwoche* hoch anzurechnen, dass sie solche Lebensgeschichten bringt. Ich hoffe, dass mancher Leser etwas daraus lernen kann. *Andreas Schmied, Fräschels*

Einstimmung auf den Bergwinter Nr. 46 – «Märchenstunden in der Jungfrauregion»; Sonderheft

Abwechslung mit brilliantem Bergwinter-Heft: Obwohl ich selbst Ex-Politiker und politischer Autor bin, überkommt mich beim Lesen der *Weltwoche* (und auch anderer Zeitungen) manchmal das Gefühl der Politiklastigkeit. Denn nicht alles dreht sich um unsere Hauptbeschäftigung. Umso mehr schätze ich solche Überraschungen wie das letzte Woche beigelegte brillante Heft zur Jungfrauregion. Es spürt der grandiosen Bergkulisse des Oberlands, dem Mythos einer Bergbahn und einigen Urtypen von Menschen nach – und stimmt uns Bergliebhaber ein auf den bereits spürbaren Bergwinter. Philipp Gut und seinem Team sei Dank!
Silvio Bircher, Aarau

Lieber Bernhard Russi, ein tolles Interview! Darf ich für Sie die Frage nach dem besten Skifahrer aller Zeiten beantworten: Das sind Sie! Weil Sie eine einzigartig sympathische Sportlerpersönlichkeit sind und einen ebenso einzigartigen Fahrstil entwickelt haben: eine ideale Kombination von Effizienz, Tempo, Power, Siegeswille, Eleganz und Ästhetik, der nur noch Ingemar Stenmark und Pirmin Zurbriggen nahekamen. Der Russi-Stil – immer eine Augenweide. Sie sind der Roger Federer des Sportsports. *Christoph Wolfensberger, Zürich*

riggen nahekamen. Der Russi-Stil – immer eine Augenweide. Sie sind der Roger Federer des Sportsports. *Christoph Wolfensberger, Zürich*

Viel Erfolg!

Nr. 45 – «Dieselbe Freiheit wie die Schweiz»; Interview mit Ukip-Politiker Carswell

Ich wünsche der Ukip-Partei viel Erfolg beim Umbau des Politsystems in Grossbritannien. Diese Nation hätte ein gutes, liberales Führungssystem verdient. *Good luck!*
Fridolin Schlittler, Wädenswil

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Wo jedes
Vermögen gleich
sorgfältig
behandelt wird.

Wir sind einfach Bank.

VALIANT

WERTE, DIE SIE WEITERBRINGEN



Kernschmelze im Bundesrat: Energieministerin Leuthard.

Propheten und Profiteure

Die Schweizer müssen ihr Leben ändern: So will es die Mehrheit des Nationalrats, der nächste Woche über die Energiewende streitet. Ein Who's who des Personals dieser Monsterdebatte, die zum Umbau des Landes führt, ohne dass das Volk darüber abstimmen kann. *Von Markus Schär*

Die Schweiz, 10 000 Kilometer entfernt, schüttelte die Katastrophe am 11. März 2011 ebenfalls durch. Ein Tsunami wütete über der japanischen Küste, tötete 19 000 Menschen und führte zu einem Störfall im Atomkraftwerk Fukushima. Wegen der Radioaktivität, die dabei austrat, starb bisher niemand. Trotzdem gilt das gewaltige Naturereignis im deutschen Sprachraum heute als «Nuklearkatastrophe von Fukushima».

Denn in Deutschland und der Schweiz – und nur hier – sahen viele die Chance, endlich aus der Atomkraft auszusteigen und die «Energiewende» durchzusetzen: Politikerinnen, die nach einem Platz in den Geschichtsbüchern

streben; Ideologen, die ihre Mitmenschen zu einem anderen Leben drängen; Bürokraten, die das Volk gerne mit Vorschriften und Verboten triezen; vor allem zahllose Profiteure, die für ihren angeblich uneigennütigen Einsatz für Umwelt und Menschheit Subventionen fordern.

Von den Medien bejubelt, beschlossen Bundesrat und Parlament innert dreier Monate den Atomausstieg – ohne dass das Volk dazu etwas sagen konnte. Mehr als dreieinhalb Jahre nach der Katastrophe von Fukushima, am 24. November, beginnt der Nationalrat mit einer Monsterdebatte von mehr als zwanzig Stunden zur Energiestrategie 2050. Zeit also

für die Frage: Wer will uns zwingen, unser Leben zu ändern?

Die Chefin

In Bern passierten Wunder, staunte der *Sonntagsblick*, nachdem sich der Bundesrat am 25. Mai 2011 mit knapper Mehrheit für das Abstellen der AKW ausgesprochen hatte: «Die «Atom-Doris» geheissene Energieministerin **Doris Leuthard** (CVP) mutierte zur Anführerin des Atomausstiegs. Sie hat die Kernschmelze im Bundesrat eingeleitet. Und ein Zeichen des Aufbruchs in eine Zukunft mit erneuerbaren Energien gesetzt.»

Das Sprachrohr von Roten und Grünen betrieb Propaganda. Denn Doris Leuthard, als

Aargauer Nationalrätin im Vorstand des Nuklearforums und im Verwaltungsrat der Stromhändlerin EGL, die eine Beteiligung am AKW Leibstadt hält, war nie wirklich «Atom-Doris». Sie schwärmte seit 2007 von →Nick Beglinger mit seinen Cleantech-Fantastereien. Sie stiftete CVP-Nationalrätin Barbara Schmid-Federer schon Anfang 2011 dazu an, ihre Partei auf den Atomausstieg einzuschwören. Sie duldeten zumindest, dass der CVP-Hinterbänkler Roberto Schmidt aus dem Oberwallis einen Monat nach Fukushima mit einer von SP-Nationalrat →Eric Nussbaumer verfassten und nur von der Hälfte der CVP-Fraktion mitgetragenen Motion das Stilllegen der Schweizer Atomkraftwerke forderte. Und sie nahm diese Motion zum Anlass, um mit Simonetta Sommaruga (SP), Micheline Calmy-Rey (SP) und Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) den Bundesrat zum «historischen Entscheid» vom 25. Mai 2011 zu drängen: Als historisch feierten ihn die Medien auch, weil die Politik – personifiziert durch die Frauenmehrheit im Bundesrat – der Wirtschaft das Primat entrang.

Die Energieministerin ist aber auch nicht «Anti-Atom-Doris»: Nur Tage nach dem historischen Entscheid räumte sie ein, eine Schweiz ohne Atomstrom sei eine Illusion. Doch Doris Leuthard ist, wie sie der Strippenzieher →Ruedi Meier letzte Woche an einer Tagung rühmte, «der Dreh- und Angelpunkt der Energiepolitik». Was treibt diese Frau an?

Die Sorge um ihre serbelnde Partei, die sie mit rüden Methoden auf ihre Linie zwang, kann es nicht sein. Die CVP prägte zwar – zusammen mit der BDP von Eveline Widmer-Schlumpf als Geisel von Rot-Grün – die erste Linksregierung der Schweizer Geschichte (*Weltwoche* Nr. 46/14). Aber die Partei litt auch schwer unter ihrer Bundesrätin: Bei den Nationalratswahlen 2011 verlor die CVP im Atomkanton Aargau gleich zwei ihrer drei Sitze, und auch Roberto Schmidt verschwand wieder aus Bundesbern. Der Aderlass dürfte nächstes Jahr andauern. Das heisst: Doris Leuthard kann nur als Mutter der Energiewende in die Schweizer Geschichte eingehen, wenn sie im CVP-Slalom dafür sorgt, dass es gar keine Wende ist.

Die Promotoren

Die Bundesrätin treibt mit beeindruckender Kompetenz und unerschöpflicher Power die Energiewende voran. Aber auch der stärkste Motor nützt nichts ohne seinen Apparat. Für den kontrollierten Lauf der Dinge im Departement sorgt Generalsekretär **Walter Thurnherr**, als ETH-Physiker und Diplomat ideal für den Job ausgebildet. Und im Bundesamt für Energie stützt sich Doris Leuthard auf Vertraute. Einerseits ihren ehemaligen persönlichen Mitarbeiter **Daniel Büchel**, den sie als Vizedirektor, zuständig für Energieeffizienz und erneuerbare Energien, in das Bundesamt schickte: Der Historiker drängt sich mit seinen Studien

zu Papstherrenschaft und Nepotismus für den Job auf. Andererseits die langjährige Sprecherin **Marianne Zünd**: Die Pflanzenphysiologin, die zuvor in der Behörde für die Sicherheit der Kernanlagen arbeitete, führt jetzt die (Propaganda-)Abteilung Medien und Politik und springt für die Chefin ein, bei Auftritten auf dem Werbefeldzug, aber auch als Aufpasserin in der Nationalratskommission.

Da kommt es nicht mehr darauf an, dass das Bundesamt nach fünfzehn Jahren Moritz Leuenberger fest in SP-Hand ist. Nach Lagerorten

«Die Energie der Zukunft muss zu hundert Prozent aus erneuerbaren Quellen kommen.»

für radioaktive Abfälle suchen seit Jahren als Abteilungsleiter **Michael Aebersold**, SP-Fraktionschef im Berner Grossen Rat, und als Leiter regionale Partizipation **Stefan Jordi**, Ko-Präsident der SP Stadt Bern.

Vor allem fühlt sich Genosse Direktor **Walter Steinmann** einmal mehr berufen, von Chancen für die Unternehmer zu schwärmen. Der Ökonom amtierte als Wirtschaftsförderer für Baselland und Solothurn und führte danach im Kanton Solothurn das Amt für Wirtschaft und Arbeit, trug also nie im Leben unternehmerisches Risiko. 2003 kam der Atomkritiker dank seinem Studienkollegen Hans Werder, dem Generalsekretär von Leuenberger, in das Bundesamt. Und kurz darauf stellte sich heraus, dass er in Solothurn ein Chaos hinterlassen hatte, mit dem Aufblähen der Mitarbeiterzahl auf das Fünffache und dem Auszahlen von Millionen ohne Gesetzesgrundlage auch an betrügerische Sozialfirmen. Nach einer Niederlage vor Bundesgericht musste er deshalb 2008 dem Kanton 100 000 Franken Schadenersatz bezahlen. Aber dank der Energiewende darf er mit noch mehr Mitarbeitern

und noch mehr Millionen nochmals für eine Vision weibeln.

Die Profiteure

«Die Energie der Zukunft muss zu hundert Prozent aus erneuerbaren Quellen kommen», schreibt CVP-Nationalrat **Stefan Müller-Altermatt** auf seiner Website. Die Energieversorgung dürfe aber nicht «unsere ganze Landschaft» beeinträchtigen, das heisse: «Der schrittweise Atomausstieg und die Reduktion der fossilen Energieträger ist so zwingend wie schwierig.» Die Schweiz müsse deshalb in einer Übergangsphase wohl auch Gaskombikraftwerke (mit Erdgas betrieben, CO₂ ausstossend) bauen: «Nach 2040 wird aber – da bin ich wirklich optimistisch – insbesondere die Solarenergie den Strombedarf zusammen mit neuen Speichermöglichkeiten bei weitem befriedigen.»

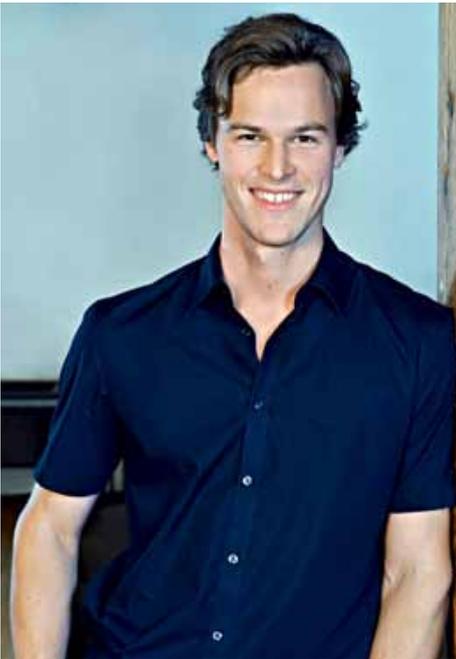
Der Seher aus dem Solothurnischen, Biologe mit Dissertation über die Kräuter der Jurahänge, beherrscht den CVP-Slalom perfekt. Er darf deshalb in der Energiewendedebatte den Berichterstatter geben. Im Nationalrat – darum behandelt er die Energiestrategie 2050 als Erstrat – konnte Doris Leuthard eine Mehrheit zusammenzwingen: Ihre nach links neigenden Parteifreundinnen aus den Agglomerationen spannen zusammen mit den Vertretern von SP, GP, GLP und BDP, die nach dem eigenen Profit streben.

Das gilt im pekuniären Sinn vor allem für die Sozialdemokraten. Der Baselbieter Elektroingenieur **Eric Nussbaumer** hat seinen eigenen Subventionsgenerator entwickelt: als Vorsitzender der ADEV-Energiegenossenschaft, die Beteiligungen an Kleinwasserkraftwerken, Windrädern und Solaranlagen hält und vor allem mit Zertifikaten für «nachhaltig und sozial verträglich produzierten Strom» handelt, als Besitzer der Liestaler Willy Gysin AG, die Fotovoltaikanlagen baut, als Verwaltungsratspräsident der Alternativen Bank Schweiz, die günstige Kredite bietet, und als Präsident der Agentur für Erneuerbare Energien und Energieeffizienz (AEE Suisse), die in Bern um Subventionen bettelt.

Der Waadtländer **Roger Nordmann**, Politologe mit Berufsbezeichnung «Profipolitiker», führt den Branchenverband Swissolar, rät bei Fotovoltaikanlagen und fährt als Missionar für die Solarenergie durchs Land. Und der Basler **Beat Jans**, der als Agrotechniker im Verwaltungsrat der Industriellen Werke Basel sitzt, spricht im Parlament für seinen Ex-Chef, dem er auch den Zugang zum Bundeshaus sichert: für den gestandenen Atomgegner →Daniel Wiener. Das SP-Trio drängte letztes Jahr das Parlament, die kostendeckende Einspeisevergütung, also die Subvention für erneuerbare Energie, weiter zu erhöhen, und es zieht in der Energiewendedebatte seine Zwängerei noch schamloser durch. >>>

SIE MÜSSEN EINFACH
MAL NEIN SAGEN.





Prestige statt Profit: Grünen-Nationalrat Girod.

Der Wortführer der Grünen, **Bastien Girod**, muss sich zwar als Vizepräsident von Suisse Eole für die landschaftsverschandelnde Windkraft einsetzen, kämpft aber weniger um Profit (dank Steuergeldern) als um Prestige: Als Postdoc an der ETH forscht er zur «Low-Carbon Society in Switzerland». Dabei kommt er allerdings auch zu unliebsamen Erkenntnissen wie jener, dass die Umweltbewussten, die auf ein Auto verzichten, dafür mehr Geld für Wohnkomfort und Interkontinentalflüge ausgeben.

Martin Bäumle, Verwaltungsrat der Elektrizitätswerke des Kantons Zürich, feierte 2011 den Wahlerfolg seiner selbstgegründeten Partei, weil die Grünliberalen perfekt im Trend lagen. Nächstes Jahr drohen ihm aber Niederlagen: Bei der Initiative «Energie- statt Mehrwertsteuer», über die das Volk am 8. März abstimmt, gönnt der GLP keine der anderen Parteien einen Erfolg. Und bei den Nationalratswahlen am 18. Oktober büsst die Fraktion die Hälfte ihrer Sitze ein, wenn sie nicht mehr in so günstigen Listenverbindungen unterkommt wie 2011.

Am meisten nützte die Energiewende bisher dem wendigen BDP-Gründer **Hans Grunder**. Seine Partei kämpfte Anfang 2011 in der Berner Volksabstimmung noch für ein neues Atomkraftwerk in Mühleberg, wo BDP-Nationalrat Urs Gasche und BDP-Regierungsrätin Beatrice Simon im Verwaltungsrat sitzen. Zwei Monate später spielte sich der BDP-Chef als treibende Kraft für den Atomausstieg auf: So – und nur so – liess sich im Dezember 2011 die Anti-Atom-Mehrheit im Bundesrat sichern, also die Wiederwahl von Eveline Widmer-Schlumpf.

Die Skeptiker

Der geballten Power der Profiteure kann die Minderheit im Nationalrat wenig entgegen-



«Gegenpol»: Swisscleantech-Chef Beglinger.

setzen – weil sie nicht weiss, was sie will, einmal abgesehen von der Selbstverständlichkeit, dass das Volk über die «Energie der Zukunft» entscheiden muss (was die Mehrheit trickreich verhindern will).

Geschlossen setzt sich nur die SVP dafür ein, samt Bauern und Gewerblern, die dank der Energiewende noch mehr Subventionen bekämen. Für die Partei treten zwei Aargauer auf: **Hans Killer**, der als Maurermeister im Verwaltungsrat des AKW Leibstadt sitzt und als Kom-

«Merkels Subventionswalze hat grösseren Schaden angerichtet als Steinbrücks Kavallerie.»

missionspräsident mit seiner atomfreundlichen Haltung meist in der Minderheit blieb, und **Hansjörg Knecht**, der seine Müllerei in Leibstadt führt.

Für die FDP spricht **Christian Wasserfallen**, sein lustvoller Schlagabtausch mit den rotgrünen Subventionsjägern bietet hohen Unterhaltungswert. Der junge Berner Maschineningenieur hat nur ein Problem: Er vereinsamt in seiner Fraktion. Seine beiden Mitstreiter in der Kommission haben sich aus dem Nationalrat verabschiedet: Filippo Leutenegger in den Zürcher Stadtrat, Laurent Favre in den Neuenburger Staatsrat. Jacques Bourgeois, der Direktor des Bauernverbandes, stimmte schon in der Kommission für alles, was seinen Leuten ein paar Tausender aus der Staatskasse mehr verspricht. Kurt Fluri sitzt als Stadtpräsident von Solothurn dem Städteverband vor, der «gerne einen Beitrag zur erfolgreichen Umsetzung der Energiewende leistet». Und Christa Markwalder führt zusammen mit →Stefan



Vereinsamt: FDP-Nationalrat Wasserfallen.

Müller-Altarmatt die parlamentarische Gruppe für die AEE Suisse. Christian Wasserfallen kann also nicht auf Mehrheiten hoffen, höchstens darauf, dass ihm die Peinlichkeit, zu der es bei der Debatte zur GLP-Initiative für eine Energiesteuer kam, erspart bleibt: Er sprach für die Mehrheit der Fraktion, eine Mehrheit der Parteifreunde stimmte gegen ihn.

Die Propheten

Am 9. Dezember feiert Swisscleantech im Berner «Bellevue» den fünften Geburtstag: 2009 kam **Nick Beglinger** zurück aus dem Land von Tausendundeiner Nacht, aus Abu Dhabi, wo er von der «Ökostadt der Superlative» Masdar träumte. Seither spielt er sich mit Swisscleantech als «die Schweizer Stimme der Grünen Wirtschaft» auf: als «Gegenpol» zu Economie-suisse. Und er prägte so die Debatte über die Energiewende, obwohl sein Verbändchen immer noch nur 300 Mitglieder zählt und sich aus dubiosen Finanzquellen speist – dank der engen Beziehung zu Bundesrätin →Doris Leuthard (*Weltwoche* Nr. 38+39/14).

Aber Nick Beglinger, als Viel- und Lautsprecher auf allen Kanälen, bearbeitet den Markt der Ökosubventionen nicht allein; viele schwärmen von den fantastischen Chancen der Cleantech – die führende Schweizer Konzerne wie ABB und Siemens (vorher Landis & Gyr, Stäfa Control, Elektrowatt) seit einem Jahrhundert nutzen. Um das Business mit der grünen Wirtschaft balgen auch der WWF, für den CEO **Thomas Vellacott** als ehemaliger Private Banker und McKinsey-Berater gerne an Galas und Events auftritt, die AEE Suisse von →Eric Nussbaumer, die Öbu als Netzwerk für nachhaltiges Wirtschaften, wo die langjährige Geschäftsführerin **Gabi Hildes-**



Öko-Fossil: SP-Alt-Nationalrat Rechsteiner.



Wenig realistisch: ETH-Rektor Guzzella.



Wendig: BDP-Nationalrat Grunder.

heimer im Frühling abging, oder der Energie-Cluster des Raumplaners Ruedi Meier, der vierzig Jahre nach seinem Studium bei Hans Christoph Binswanger in St. Gallen endlich die Welt retten kann.

Auch andere Öko-Fossilien kommen dank Fukushima gross ins Geschäft, neben dem langjährigen Basler SP-Nationalrat Ruedi Rechsteiner vor allem ein Mitsstreiter aus der Anti-AKW-Bewegung: Daniel Wiener, ursprünglich Journalist und Kulturmanager, führt jetzt in Basel seinen Öko-Konzern Ecos, der für die UBS Anlagefonds betreut, für Bundesämter mit sechs- bis siebenstelligem Honorar kurzlebige Websites erstellt und sich mit →Beat Jans einen eigenen Nationalrat hält.

Die Realisten

Um das Primat der Politik zu erringen, musste Bundesrätin →Doris Leuthard die Wirtschaft herabsetzen. Teils erledigte sie das selbst, teils überliess sie es →Nick Beglinger, alle als Ewiggestrige hinzustellen, die auf Banalitäten wie die Elektrodynamik oder die Investitionsrechnung hinwiesen. Bei der Energiewende von 2011 hatte vor allem die Führung von Economiesuisse mit Präsident Gerold Bühler und Direktor Pascal Gentinetta, die sich in der Abwehrschlacht gegen die «Abzocker»-Initiative aufrieben, den Angriffen nichts entgegenzusetzen.

Jetzt schleicht sich der Dachverband der Schweizer Wirtschaft zurück, mit Präsident Heinz Karrer, der als Axpo-Chef den schwierigen Umgang mit der Politik lernte, und mit Direktorin Monika Rühl, die aus dem Volkswirtschaftsdepartement kommt. Kantiger äussern sich beim Gewerbeverband (SGV) Experte Henrique Schneider und Direktor

Hans-Ulrich Bigler, der es doch noch in den Nationalrat schaffen möchte. Allerdings kämpft der SGV mit dem Problem, dass die Energiewende auch vielen Gewerblern üppige Subventionen verspricht.

Die wahren Experten kommen kaum mehr zu Wort. So Kurt Rohrbach, Präsident des Verbands Schweizerischer Elektrizitätsunternehmen, der vor dem deutschen Vorbild warnt: «Frau Merkels Subventionswalze hat bei uns viel grösseren Schaden angerichtet als Herr Steinbrücks Kavallerie.» Oder Eduard Kiener, Ex-Direktor des Bundesamtes für Energie, der mahnt: «Die parlamentarischen Entscheide werden nicht nur die energiewirtschaftlichen Rahmenbedingungen neu definieren, sondern tangieren auch die wirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit unseres Landes und die Belastung der Konsumenten in starkem Masse.»

Und ein Experte mit Weltruf verpasste sich den Maulkorb gleich selbst. Professor Lino Guzzella, der sparsamste Motoren baut, hielt nach seiner Wahl zum ETH-Rektor im Herbst 2011 Referate zum Thema: «Wie realistisch ist die Energiewende?» Wenig, meinte er. Aber das sagte er danach nicht mehr – an der ETH, dem Tempel der Energiewende, stand schon seine nächste Beförderung zum Präsidenten an.

Die Bürokraten

«Die Kantone sind von der Vorlage zur Energiestrategie 2050 enttäuscht», schreibt die Konferenz der Energiedirektoren. Die Meinungen der Kantonsregenten klaffen allerdings auseinander. Die eine Seite eifert noch stärker für die Energiewende als der Bund. So setzte die Mehrheit Mustervorschriften der Kantone im Energiebereich durch, die den Hausbesitzern die Sanierung von Öl- oder Gasheizungen und den

Einsatz erneuerbarer Energie vorschreiben wollen. Darauf drängen der Präsident, der Freiburger Staatsrat Beat Vonlanthen (CVP), der in seinem Kanton die Elektroheizungen verbieten wollte, und vor allem die Berner Regierungsrätin Barbara Egger-Jenzer (SP), die in ihrem selbsternannten «Pionierkanton» schon vor Fukushima gegen das AKW Mühleberg kämpfte (obwohl sie im Verwaltungsrat der Besitzerin BKW sitzt), einen «Gebäudeenergieausweis» für ältere Wohngebäude forderte und von einer Förderabgabe für Sanierungen auf dem Strom träumte. Vonlanthen und Egger-Jenzer haben nur ein kleines Problem: Das Volk lehnte alle ihre Zumutungen ab.

Auf der anderen Seite bremsen vor allem die Vertreter der Gebirgskantone mit ihren gefährdeten Wasserkraftwerken, allen voran der Walliser Jean-Michel Cina (CVP) und der Bündner Mario Cavigelli (CVP), der gerne scherzt, die Probleme vor Ort verstehe nur, wer sich nicht scheue, sich die Stiefel dreckig zu machen. Und vor den entfesselten Bürokraten warnt ausgerechnet ein Bürokrat: der Zürcher Hansruedi Kunz, der die Energiefachstellen-Konferenz führt. Im Interview mit der NZZ sprach er sich gegen eine Flut von «gutgemeinten Vorschriften» mit geringem Nutzen aus: «Wir sind ja nicht gescheiter als die meisten Bauherren.»

Im Nationalrat werden sich die Propheten und die Profiteure durchsetzen, die das Volk zu seinem Glück zwingen wollen. Also liegt es an den Kantonsvertretern und den Ständeräten, gerade jenen der CVP, die Bundesrätin mit ihrer bewundernswerten Energie auf den einzig richtigen Weg für die Schweiz zurückzubringen: Das Volk muss entscheiden, wie es seine Zukunft gestalten will. ○

Der doppelte Branson

Er gilt als brillant und integer. Dennoch kämpft der heutige Chef der Finanzmarktaufsicht Finma, Mark Branson, gegen Symbolbilder seiner Vergangenheit bei der UBS. Hat der ehemalige Banker ein politisches Interesse, seinen früheren Arbeitgeber speziell hart anzupacken? *Von Florian Schwab*



Schuss ins Kontor: Finma-Chef Branson.

Am Mittwoch letzter Woche kurz vor acht Uhr morgens setzte die Schweizer Finanzmarktaufsicht Finma ihr Räderwerk in Bewegung. Sie publizierte eine Medienmitteilung mit dem Titel: «Finma stellt bei UBS Manipulationen im Devisenhandel fest». Zugleich lud sie ein, gleichentags um zehn Uhr Finma-Direktor Mark Branson telefonisch zum Fall zu befragen.

Inhalt der Verlautbarung: Die UBS habe «in schwerer Weise gegen die Anforderungen an die Gewähr für eine einwandfreie Geschäftstätigkeit verstossen». Die Finma ziehe daher «ungerechtfertigt erzielte Gewinne inklusive vermiedener Kosten in der Höhe von 134 Millionen Franken» von der Grossbank ein. Zudem ordnet die Aufsichtsbehörde verschiedene organisatorische Massnahmen an.

Zum letzten Mal hatte die Finma am Mittwoch vor Weihnachten 2012 in entsprechender Weise über die UBS informiert. Damals war es

um anrühige Absprachen bei Referenzzinssätzen gegangen, namentlich beim Libor (London Interbank Offered Rate).

Verständnis bei der UBS

Beide Fälle sind ähnlich gelagert: Auch damals wurden Gewinne eingezogen und organisatorische Massnahmen verfügt. Beide Male geht es um Fehlverhalten einer begrenzten Anzahl von Börsenhändlern der Bank, welche durch Absprachen mit Händlern anderer Finanzinstitute persönliche Vorteile zu erreichen versuchten. Beide Male geht es um die Ausnutzung von Wissens über die voraussichtliche Bewegung wichtiger Preise. Im einen Fall betrifft es den täglich um 11.30 Uhr in London festgelegten Libor-Referenzzinssatz, im anderen die täglich um 4 Uhr nachmittags fixierten Wechselkurse zwischen wichtigen Währungen wie Yen, Dollar, Franken und Euro.

Damit sind die Gemeinsamkeiten aber auch schon genannt. Eine Telefonkonferenz mit Mark Branson gab es damals, kurz vor Weihnachten 2012, nicht. Als Chef der UBS-Investmentbank in Japan war Branson im Zeitraum der Libor-Manipulationen nämlich selbst verantwortlich gewesen – einige Hierarchiestufen über dem Haupttäter Tom Hayes und dessen verselbständigter Händlerzelle in Tokio. Als Leiter der Bankenabteilung innerhalb der Finma hatte Branson aufgrund dieses Interessenkonflikts vor zwei Jahren für die Untersuchung gar in den Ausstand treten müssen.

Ganz anders im aktuellen Fall der Devisenmarktmachenschaften. Hier sass Branson im eigens einberufenen Enforcement-Ausschuss der Finma, welcher über die Eröffnung eines aufsichtsrechtlichen Verfahrens entscheidet, die verantwortlichen Personen für die Untersuchung bestimmt und am Schluss Massnah-

men wie den Einzug von Gewinnen genehmigt. Bransons Wort dürfte in diesem Gremium umso schwerer gewogen haben, als zurzeit der Posten des UBS-Chefaufsehers vakant ist, der das mit der Grossbank befasste Viererteam üblicherweise leitet. Gründe für einen Ausstand bei dem Entscheid sah Branson in dem Fall keine, da er «in seiner Zeit bei der UBS weder in den Bereich des Devisenhandels in Zürich/Opfikon noch international direkt involviert war».

Hört man sich in der UBS um, so stösst die Kritik der Finma grundsätzlich auf Verständnis. Es sei klar, dass man es mit einem länderübergreifenden Fall zu tun habe, bei dem sich Börsenhändler der vier betreffenden Banken in wettbewerbsrechtlich unhaltbarer Weise gegenseitig abgesprochen hätten. In der UBS ist man sich bewusst, dass die Finanzindustrie und gerade der Börsenhandel vor allem Personen anziehe, deren massgebliche Motivation das Geld sei. Die Händler sind der ständigen Versuchung ausgesetzt, die Loyalität gegenüber ihren Kollegen bei anderen Banken höher zu gewichten als gegenüber ihrem Arbeitgeber und dessen Kunden – vor allem wenn durch widerrechtliche Absprachen finanzielle Profite winken.

Der Schaden bleibt unklar

Im Gegensatz zur Finma ist man innerhalb der UBS allerdings teilweise der Meinung, dass die Bank bereits das Mögliche vorgekehrt hat, indem sie die interne Aufsicht ständig verbessert und in Zukunft Bonuszahlungen länger einbehalten wird – auch über ein allfälliges Ende der Anstellung hinaus. Die von der Finma verfügte Deckelung des Bonus auf das Zweifache des Fixsalärs erachten Bankenpraktiker für problematisch, da die UBS sich hier in einem weltweiten Wettbewerb bewege.

Für Unverständnis sorgen hingegen in UBS-Kreisen das öffentlichkeitswirksame Abwatschen der Bank durch Branson sowie die Höhe der finanziellen Sanktion seitens der Finma. Die UBS, so hört man, habe eine Vorreiterrolle bei der Aufdeckung der Machenschaften eingenommen. Man habe, sobald die Bankspitze das Problem erfasst habe, das Gespräch mit den Regulatoren gesucht und unter den betroffenen Banken weltweit dafür gesorgt, dass alle Tatsachen auf den Tisch kamen. In Grossbritannien und in den USA sei diese Tatsache stärker gewürdigt worden als in der Schweiz. Die Finma weist in ihrer Medienmitteilung ganz am Schluss kurz darauf hin, dass sich die UBS «kooperativ» verhalten hat.

Die kritisierte Forderung von 134 Millionen Franken an die Adresse der UBS begründet die Finma damit, es handle sich bei dieser Summe um ungerechtfertigt angefallene Gewinne oder ungerechtfertigt vermiedene Kosten. Auf Nachfrage sagt ein Finma-Sprecher, eine exakte Bezifferung dieser Grössen sei nicht möglich. Man habe daher den Gewinn der betroffenen UBS-Einheit in den Handelsräumen der UBS in

Opfikon zum Ausgangspunkt für eine Schätzung genommen.

Liest man die Finma-Verfügung durch, so ist dies nicht die einzige argumentative Unschärfe. So ist in dem ganzen Fall auch unklar, wer denn überhaupt in welchem Ausmass zu Schaden gekommen ist. Dazu die Finma: Die betreffenden Händler hätten durch ihr «untolerierbares Verhalten zumindest in Kauf genommen», dass ihre Kunden benachteiligt wurden. Es handle sich somit um eine Schädigung der «Integrität der Märkte». Exakte Beweisführungen klingen anders – zumal mancher kluge Geist in jeder Bank schon aus Prinzip einen wandelnden Interessenkonflikt zu erkennen vermag.

Auf die Frage, gegen welches Schweizer Gesetz die UBS denn verstossen habe, führt die Finanzmarktaufsicht die Generalklauseln des Bankengesetzes ins Feld, die ähnlich wirken wie die Erfordernis des «der Situation angepassten Fahrens» im Verkehrsrecht. Die Bank müsse «Gewähr für eine einwandfreie Geschäftstätigkeit» bieten und habe gegen dieses Prinzip «in schwerwiegender Weise» verstossen.

Um zu verstehen, was damit gemeint ist, muss man sich den Mechanismus etwas näher ansehen, aus dem die betreffenden Händler Profit geschlagen haben. Sie handeln Fremdwährungen einerseits im Kundenauftrag, andererseits aber auch auf Rechnung der Bank. Haben sie nun Kenntnis davon, dass ein Kunde einen grossen Kaufauftrag erteilt hat, der die Märkte (und sei es im Nachkommabereich) bewegt, so können sie sich dieses Wissen zunutze machen, indem sie unmittelbar vor der Auslösung dieses Kundenauftrags auf Rechnung der Bank ebenfalls kaufen und danach wieder verkaufen. Solches *front running* ist nach Einschätzung mancher Finanzmarktrechtler nicht illegal. Die Finma sieht darin aber bereits eine Schädigung des Kunden. Beziffern lässt sich hier ein allfälliger Schaden nicht.

Bransons Schwur

Problematischer wird es, wenn sich die Händler in gegenseitiger Absprache über folgenschwere Stop-Loss-Limiten ihrer Kunden informieren, also dauerhaft hinterlegte Kauf- und Verkaufsaufträge für den Fall, dass der Kurs eine bestimmte Schwelle unter- oder überschreitet. Hier ist meistens der jeweilige Vier-Uhr-Nachmittag-Wechselkurs in London massgeblich, so dass sich Händler in einer Weise absprechen können, die ihrer Bank grosse Gewinne beschert, welche dann bonuswirksam sind.

Ist der Schuss ins Kontor, den die Finma in Richtung UBS abgefeuert hat, gerade angemessen, wie die Finma meint, oder eher politisch und übertrieben, wie manche Banker meinen? Mangels eines messbaren Schadens ist das reine Spekulation. Interessant ist dagegen Mark Bransons Interessenlage in dem Verfahren.

Traditionell steht die Finma im Verdacht, die Grossbanken und insbesondere die UBS über

Gebühr zu schonen. Auch Bransons mehr als zehnjährige Karriere bei der UBS könnte bei den üblichen Kritikern den Verdacht nähren, er stehe seinen ehemaligen Kollegen näher als seinen aufsichtsrechtlichen Verpflichtungen. Seine unternehmerische Verantwortung im Libor-Fall lastete wie eine Hypothek auf Bransons Berufung ins Spitzenamt bei der Finma. Auch der Steuerstreit UBS–USA ist teilweise mit seiner Person verknüpft. Die Fotografie, auf der Branson – die rechte Hand zum Schwur erhoben – vor einem Senatsausschuss auf die Wahrhaftigkeit seiner Aussage eingeschworen wird, wurde zum Symbolbild.

Keine Angst vor der SP

Ehemalige UBS-Leute und weitere Insider vermuten, dass Bransons demonstrative Härte gegenüber der UBS darauf abzielen könnte, diese Episoden verblassen zu lassen und jeden Zweifel an seiner Integrität auszuschliessen. Zudem war das Ausscheiden des damaligen Spitzenbankers bei der UBS von Misstönen begleitet. Branson war bis 2009 als Finanzchef des UBS-Wealth-Management eine tonangebende Figur in der Führung unter Peter Kurer und Marcel Rohner. Durch die von Rohners Nachfolger Oswald Grübel durchgeführte Restrukturierung wurde Bransons Amt marginalisiert, und anscheinend war er mit dem angebotenen Alternativen nicht zufrieden.

Fazit: Die UBS zeigt sich selbstkritisch. Wer genau hinhört, vernimmt aber auch viel Unverständnis gegenüber dem harten Finma-Verdikt. Man hat den Eindruck, dass die symbolische Kraft einer strengen Busse höher gewichtet wurde als die Sorgfalt der Abklärung und das rechtliche Gehör. Im Raum steht ausserdem die Frage, ob sich die gewaltigen Devisenmengen, die täglich über die Märkte gewälzt werden, preislich überhaupt manipulieren lassen. In ihrem Bericht spricht die Finma von «Versuchen» und mutmasst, dass die Bank auch Geld verdient haben könnte. Wer weiss.

Branson gilt laut früheren Kollegen als brillanter, kompetenter Manager. Es gibt auch UBSler, die ihn als Gewinn für den Regulator achten, und natürlich muss man die Finma auch vor dem Hintergrund beurteilen, dass heute eine grosse gesellschaftliche Erwartung besteht, «den Banken» ganz genau auf die Finger zu schauen. Die Aufsicht sieht sich selber von der Öffentlichkeit beaufsichtigt, und der Ex-Banker Branson ganz besonders.

Es gibt derzeit in der Finanzwelt die Tendenz, rückwirkend Verhaltensweisen für illegal zu erklären, die nicht illegal waren. Hoffen wir, dass Branson die Kraft hat, den Schweizer Finanzplatz nach dem Weil-Freispruch nicht zum Schauplatz moralischer Abrechnungen zu machen.

Lesen Sie in der *Weltwoche*-Ausgabe vom 18. Dezember 2014 ein ausführliches Interview mit Mark Branson.

Organigramme der Erlösung

Gottfried Wilhelm «Godi» Locher, 48, ist der Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds. Seine kühnen Pläne wecken Widerstand. Pikant: Locher will die Reformierten katholischer machen, um sie vor Mitgliederschwund, Substanzverlust und Untergang zu retten. *Von Roger Köppel*

Die Sache mit der Prostitution hat ihm etwas zugesetzt. Fernseh-Talkshows bemühen sich um ihn, Journalisten drängen. Es gab schon Kirchnaustritte, und Gottfried Wilhelm «Godi» Locher, der auffällige Präsident des Schweizer Reformiertenverbands, hat Angst, dass ihn sein Satz vielleicht bei seinem Plan behindern könnte, die reformierte Kirche der Schweiz nach dem Vorbild der Katholiken straffer und verbindlicher, stärker von oben nach unten zu organisieren – wobei er eine solche Umschreibung seiner Absichten heftig ablehnen würde. Als wir uns in einem Zürcher Hotel zum Frühstück treffen, bebt die Nervosität hinter dem smarten Hollywood-Lächeln des gut aussehenden 48-jährigen Theologen aus Bern.

Stein des Anstosses: «Der reformierte Bischof auf dem Prüfstand» heisst ein neues Interviewbuch über Locher. Hier plaudert der gefällig Porträtierte unter anderem über das älteste Gewerbe der Welt. Irgendwann geht seine Lust an steilen Thesen mit ihm durch: Man müsse den Prostituierten dankbar sein, sie leisteten einen Beitrag zu einer friedlicheren Welt, denn sexuell befriedigte Männer seien friedlicher als sexuell unbefriedigte. Kaum war der Gedanke ausgesprochen, fielen sie über ihn her, Zeitungen, Glaubensgenossen, Feministinnen. Locher musste sich erklären, winden und verdrehen. Er machte den grössten Fehler, den man in solchen Situationen machen kann: Er begann seine Aussagen zu relativieren und teilweise zurückzunehmen. Dem Provokateur wurde die eigene Provokation unheimlich. Worauf seine Kritiker erst recht zubissen.

Interessanter Zeitgenosse

Warum erwähnen wir die Episode überhaupt? Weil Locher eigentlich ein interessanter Zeitgenosse ist und sich wohltuend abhebt von den aalglatten Langweilern, die mit unverdientem Applaus in der Öffentlichkeit stehen. Seine Ideen und Ziele sind bedenkenswert, er eckt an und fordert heraus. Vielleicht macht ihn nur schon die Tatsache sympathisch, dass er sich so beherzt für eine Sache einsetzt, die bei vielen als längst verloren gilt: Locher kämpft für die reformierte Kirche in der Schweiz, oder besser: Er kämpft dafür, dass die chaotisch vielfältigen reformierten Kirchen wieder schlagkräftiger, geschlossener, selbstbewusster und mit mehr theologischer Substanz in Erscheinung treten. Er stemmt sich gegen Mitgliederschwund und Bedeutungsverlust. Seine Ziele und Methoden haben ihm aber auch Kritik eingebracht. Man

schimpft ihn einen Blender und Selbstdarsteller, den Bischof Möchtegern der Reformierten, der sehnsüchtig nach einem wichtigen Pöstchen strebt.

Locher stammt aus prominenter Berner Familie. Sein Grossvater Gottfried Wilhelm Locher (1911–1996) studierte im altpreuussischen Königsberg, wurde Theologieprofessor und schrieb ein Standardwerk über den Zürcher Reformator Huldrych Zwingli. Sein Vater, ebenfalls Gottfried, ist Arzt, aber theologisch interessiert. Der jüngste Gottfried, Jahrgang 1966, war ein lebhafter Gymnasiast, Frauenschwarm, der die schönsten Mädchen nach Hause brachte. Er studierte wie der Grossvater Theologie, war zweitweise Mitglied einer schlagenden Verbindung, wobei ihm irgendwann das Handgreifliche missfiel; er doktorierte, wurde in den neunziger Jahren Pfarrer der Schweizer Gemeinde in London, kehrte nach Bern zurück und stieg im reformierten Kirchenverband auf. Heute lebt er mit seiner Frau und seinen drei Kindern in der Nähe des Berner Münsters.

Was Locher am Christentum begeistert, ist das Sperrige, Gegenläufige, Widerstrebende.

Wer Lochers Theologie verstehen will, muss zweierlei wissen: Als Pfarrer in England lernte er die anglikanische Kirche kennen, die pulsierender und farbenfroher auftritt als der oft graue, blutleere Schweizer Protestantismus von Zwingli und Calvin. Die Faszinationskraft des Gottesdiensts und seiner Rituale prägte sich ihm ein. Er entnahm der England-Erfahrung die Gewissheit, dass den Schweizer Protestanten etwas fehle, nämlich das sinnliche Erlebnis des Religiösen in der Gruppe. Locher wehrt sich gegen die Vorstellung, dass sich das religiöse Empfinden am besten in der Vereinzelung zwischen dem Gläubigen und Gott einstelle. Das, was die Theologen «Erlösung» nennen, die Teilhabe an jener geheimnisvollen Kraft, die dem Menschen innere Freiheit und Hoffnung gibt, hat für Locher nicht nur, aber eben auch damit zu tun, dass der Gläubige erst im Kollektiv des Gottesdienstes gleichsam in dieses göttliche Energiefeld, theologisch ausgedrückt: in den Heilsplan Gottes, eingeschlossen wird.

Den Eindruck, dass den Reformierten die Sinnlichkeit und das Gefühlmässige abgehe, verstärkten Lochers beide Söhne. Sie waren im Kloster Einsiedeln und berichteten begeistert

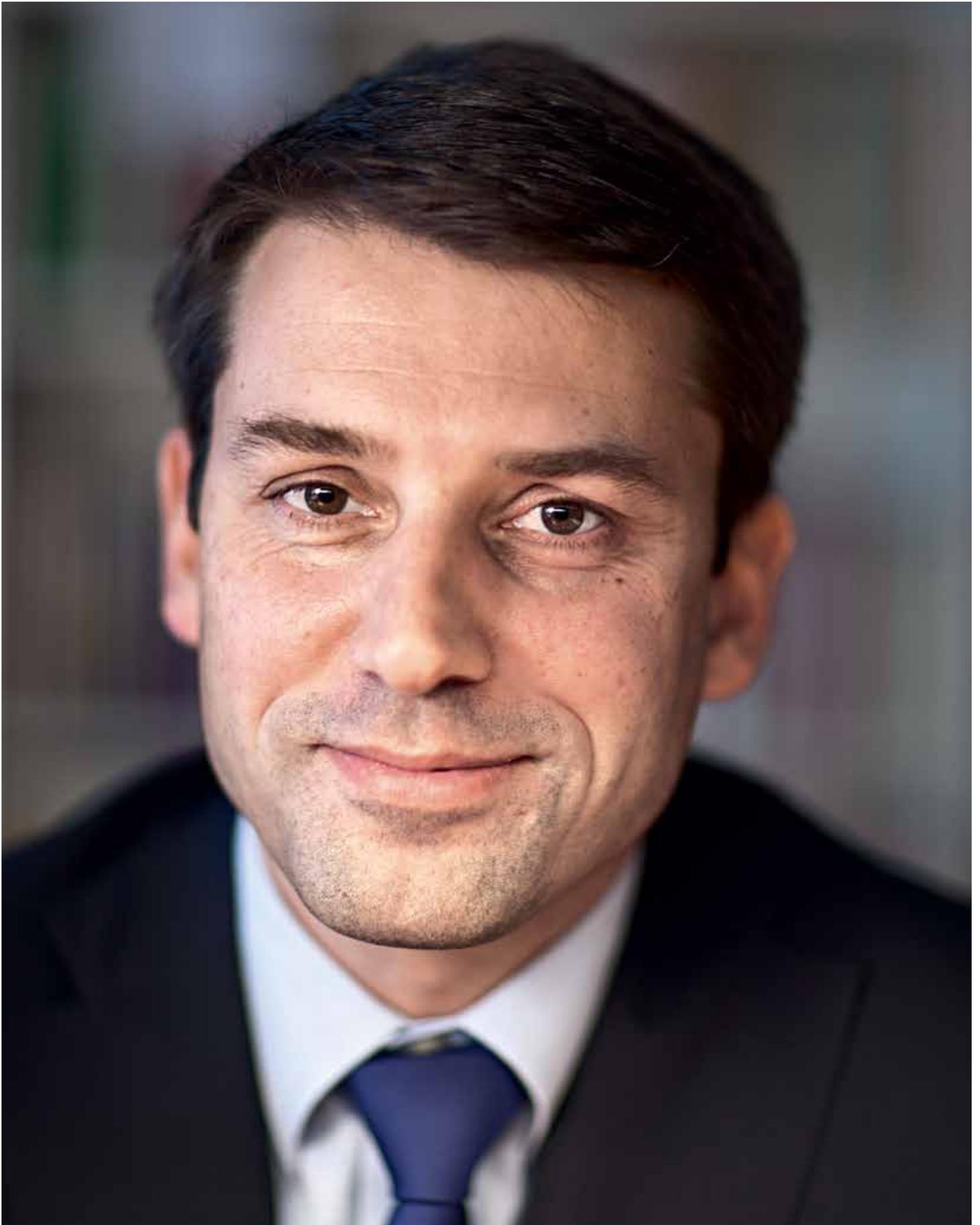
vom Bühnenzauber der katholischen Messen. Vater Locher liess sich anstecken, pflegte Kontakte zu prominenten Katholiken, verkehrt noch heute gerne mit dem früheren Einsiedler Abt Martin Werlen, pilgert in den Vatikan zu den Päpsten, kokettiert, immer auch nach der Aussenwirkung schielend, mit seinen frischfröhlichen Grenzüberschreitungen zwischen den Konfessionen.

Seine Diagnose, dass es dem Protestantismus in der Schweiz an Emotionen mangle, machte ihn zum Kirchenpolitiker, der etwas verändern will. Es begann harzig. Locher scheiterte zunächst beim Anlauf an die Spitze der Berner Kirchensynode. Doch 2010 schaffte er gegen zwei Gegenkandidaten die Wahl zum Präsidenten des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK), einer Art Dachverband der Reformierten. Seither kämpft er gegen Widerstand schwungvoll für Reformen. Der Prostitutionsstreit ist nur ein Symptom tiefer mottender Konflikte über die Ausrichtung und Führungsstruktur der Schweizer Protestanten.

Locher formuliert druckreif. Seine Thesen sind mit Schalk gewürzt. Er hat Sinn für Humor und ist ein durchaus fesselnder Erzähler und Charmeur. Vor ihm liegen mehrere Sichtmappchen. Locher hat sich auf Zetteln die wichtigsten Punkte notiert, von denen er annimmt, dass sie bei seinem Gesprächspartner besonders gut ankommen. Der jugendlich wirkende Präsident mit MBA-Abschluss beklagt «Substanzverlust» und «Beliebigkeit» in den reformierten Kirchenhäusern. Man habe sich vom «Kerngeschäft» entfernt. Die Botschaft und die Person Jesu Christi seien in den Hintergrund getreten. Stattdessen, ärgert sich Locher, würden von den Kanzeln oft platte politische Botschaften rieseln, «Seelen-Wellness». Das sei derart auswechselbar, dass man sich nicht wundern müsse, wenn die Gläubigen zu Hause blieben oder austräten.

Feminisierung der Kirche

Die Tatsache, dass er sich einem Gleichgesinnten gegenüber wähnt, bringt Locher in Fahrt. Er teilt aus gegen die Staatsnähe der reformierten Kirche, gegen kantonale «Kirchenfürsten», gegen schlechtgeführte Gottesdienste, gegen «Sprachunfähigkeit» und miese Rhetorik. Unbehagen bereitet ihm die «Feminisierung» in den Kirchen. Er habe nichts gegen Pfarrerinnen, aber wenn nur noch Frauen predigten, ändere sich alles, die Themen, die Bilder, die Formulierungen, und «die Männer kommen



Kampf gegen «Seelen-Wellness»: Gottfried Wilhelm Locher, Präsident des evangelischen Kirchenbunds.

irgendwann nicht mehr». Allgemein diagnostiziert Locher einen «Auszug der Eliten» bei den Reformierten. Früher hätten sich noch Generaldirektoren und Unternehmer engagiert. Der Präsident wünscht sich eine Kirche, die wieder mit beiden Beinen in der bürgerlichen Gesellschaft steht.

Locher trifft den wunden Punkt: Wo die Kirche den Bezug zu sich selbst und zu ihrer Botschaft verliert, dringen lauwarmer Esoterik und «linkskorrekte Ersatzbekenntnisse» ein, wie er es formuliert. Dabei begeistert Locher am Christentum gerade das Sperrige, das nicht sofort Eingängige, das Gegenläufige und Widerstrebende. Locher ist beeindruckt vom «intellektuellen Skandal» der Eschatologie, des christlichen Glaubens an die Auferstehung der Toten. Er bedauert, dass «wir diesen Skandal nicht mehr wagen», weil er für unseren Intellekt einen Affront bedeute.

Locher zückt ein weiteres Sichtmappchen. Der reformierte Glaube enthält für ihn zwei Kernbotschaften. Die wichtigste ist die «Freiheit», worunter die Freiheit von Ideologien und von falschen Autoritäten zu verstehen sei. Der als frei begriffene Glaube nehme den Menschen die Angst und bringe mehr Gelassenheit ins Leben: «Ob ich noch 5 oder 25 Jahre lebe, ist angesichts der Ewigkeit nicht so wichtig, also mache ich, was richtig ist.» Die Freiheit des Christentums bedeute aber auch «Achtung vor der Freiheit des anderen». Es sei übrigens Unsinn, anzunehmen, dass alle Religionen diese freiheitlichen Werte vertreten würden.

Der zweite Punkt ist für Locher die Nächstenliebe, die mehr bedeute als die Flachvokabeln «soziales Engagement» und «Solidarität». Nächstenliebe appelliere an die konkrete Verantwortung des Einzelnen in der Gemeinschaft. Auf die Frage, was ihm der Glaube ganz persönlich für einen Nutzen bringe, antwortet Locher: «innere Freiheit und Selbstvertrauen, Demut und Bescheidenheit». Die Kirche sei für ihn Heimat, indem sie in der Gemeinschaft Lebensinn und Zuversicht vermittele.

Manchmal greift er zur Brechstange

Weil die moderne Kirche für Locher vom Zeitgeist verseucht ist, lautet der entscheidende Auftrag: Rückbesinnung auf die christliche Urbotschaft im Gottesdienst. Dafür weibelt er an allen Fronten. Locher lancierte einen Predigtpreis für rhetorische Brillanz, gab ein «Glaubensbuch» zur Fokussierung aufs Wesentliche heraus, rückte theologische Exzellenzförderung auf den Plan, verstärkte die Zusammenarbeit mit den Universitäten, suchte Wirtschaftskontakte und Gespräche mit den Parteien. Daneben predigt er selber landauf, landab, gibt Interviews, interveniert, twittert, stösst an und meldet sich auch bei ungewohnten Themen zu Wort, zum Beispiel, als er anlässlich der WM in Brasilien klug und witzig über den Fussball als religiöse Erfahrung dozierte.

Manchmal greift er auch zur Brechstange, um seine Kirche in die Öffentlichkeit zurückzuhebeln. Seine Ausschweifungen zum Thema Prostitution sind in diesem Zusammenhang zu sehen. Gute Provokationen reissen Debatten auf und geben Denkipulse, aber manchmal betört der rhetorische Effekt den Eloquenten mehr als der reiflich aus der Tiefe entwickelte Gedanke. Locher reagiert dann erschreckt, wenn das Publikum seine Leuchtpetarden nicht gleich ergriffen mit Applaus hinnimmt. Er hat Substanz, aber er krankt wohl auch an Eitelkeit und dem Wunsch, überall gut anzukommen. Schnell fühlt er sich unwohl in den Kontroversen, die er spitzbübisch vom Zaun bricht.

Ist es Koketterie oder Ernst, wenn Locher einwirft, er sei alles andere überzeugt, ob sein Vorhaben, die reformierte Kirche zu retten, überhaupt zu schaffen sei? Oft spricht er im

Das protestantische Malaise will Locher mit Organigrammen bannen. Ob's gelingt?

Interview trotzig davon, dass er nicht an seinem Posten klebe und die Zeit, die ihm gewährt sei, zum Wohl der Sache nutzen wolle. Dass ihn seine Kritiker missverstehen, liegt auch daran, dass er sich missverständlich ausdrückt. In unserem Gespräch betont er wohl die Bedeutung der christlichen Botschaft, aber selber scheint er dem blossen Wort Gottes weniger zu trauen, als er vorgibt. Den Substanzverlust, den Einbruch der Ideologien und Ersatzbekenntnisse will er nicht nur predigend, sondern vor allem mit einem Grossumbau der aus seiner Sicht zu lockeren Strukturen heilen.

Locher würde das so nicht zugeben, aber er ist für einen Protestanten vielleicht eben doch eine Spur zu sehr fasziniert von der katholischen

Kirche und ihren Oberhäuptern. Er besuchte die Päpste Benedikt XVI. und Franziskus. Beide beeindruckten ihn tief. Am Deutschen fasziniert ihn die Kraft eines Intellekts, der den katholischen Glauben zur uneinnehmbaren Zitadelle gegen den Zeitgeist panzerter. Am Argentinier Franziskus, diesem genialen päpstlichen Schlaumeier, bezaubert ihn das schauspielerische Gespür für Symbole und Inszenierungen. Ein Stück davon möchte er für die Schweizer Reformierten fruchtbar machen.

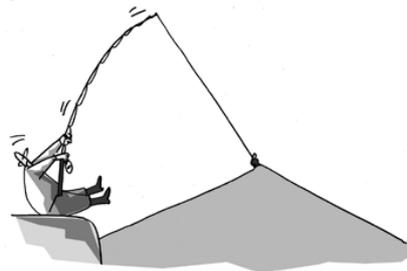
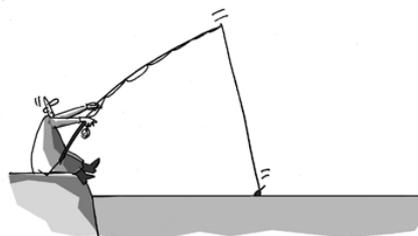
An diesem Punkt zeigt sich die Crux, der heikle Spagat, vielleicht der Grundwiderspruch in Lochers Theologie. Er scheint nicht akzeptieren zu wollen, dass die Kirchenspaltung, die im 16. Jahrhundert Katholiken und Protestanten trennte, eben nicht allein auf oberflächlichen Kleiderordnungen und Ritualvorschriften beruhte. Es ging bei der Reformation nicht um Stil, sondern um echte theologische Differenzen, um unterschiedliche Weltanschauungen, die sich, wenn man sie ernst nimmt, im Grunde bis heute nicht versöhnen lassen. Das Äussere war immer nur Symptom, nie Ursache der Entzweiung.

Die alten Protestanten, allen voran der grosse Zürcher Reformator Zwingli, traten an, die Kirche von allem Blendwerk zu befreien. Sie bekämpften das katholische Papsttum als gefährliche Anmassung, sich als Zwischenhändler des Seelenheils zwischen Gott und die Menschen zu schieben. Die Katholiken glauben bis heute, dass es eine Rolle spiele, ob einer fromm lebe und besonders häufig in die Kirche gehe: Nur die Guten und die Gläubigen kommen in den Himmel. Wer sich nicht anstrengt, muss in der Hölle schmoren. Nach dem Tod wartet nicht das Paradies, sondern ein zuerst wichtiger Gerichtstermin, auf den man sich mit Wohlverhalten vorbereiten muss.

Giftkeim der Selbstvergötterung

Dem schleuderten die Reformatoren um Zwingli schon vor Jahrhunderten die Überzeugung entgegen, dass die Gnade Gottes allen Menschen zukomme, ungeachtet ihrer Handlungen. Alle sind von Anfang an erlöst. Es sei Grössenwahn, zu glauben, dass der Mensch durch seine Taten Gottes Willen steuern könne: Gott ist Gott, nicht verfügbar, aber allgegenwärtig, eine unsichtbare Kraft, die alle trägt. Niemand solle meinen, er könne sich durch Frömmerei oder streberhafte Gottgefälligkeit punkto Erlösung einen Vorteil verschaffen, sich moralisch über andere erheben. Die Protestanten misstrauten den katholischen Eliten, in denen sie Moralisten und Gutmenschen erblickten, die sich näher bei Gott und deshalb über allen anderen stehend wähten. Gegen diese Verblendung predigten, kämpften sie an.

Zwingli hatte den Verdacht, dass im Katholizismus, in seiner Hierarchie und seiner Inszenierungskraft der Giftkeim der menschlichen Selbstvergötterung schlummert. Deshalb riss



MATTIELO

er in den Kirchen den Prunk und den Schmuck von den Wänden, packte er die Pfarrer in simple Gewänder. Er verkündete wie Calvin ein asketisches Christentum, das sich an den Geist und nicht an die Sinne richtete, damit eben der gefährliche Rausch des Religiösen gar nicht erst entstehen konnte. Das war der Grund, weshalb Zwingli das katholische Institutionenspektakel bis aufs Blut befand. Ein Christentum der Sinne war Aberglaube, ein unchristliches Gehäuse der Anmassung und Unterdrückung.

Kopfschüttelnd widerspricht Locher solchen Deutungen der Reformation: «Die Katholiken sind nicht so dumm, wie wir Protestanten manchmal annehmen.» Was hier als fundamentaler Widerspruch behauptet werde, sei eine Verzerrung der historischen Fakten. Weder hätten sich die frühen Katholiken allesamt für Gott gehalten, noch sei Zwingli der totale Prediger der Askese gewesen, sagt der Kirchenbunds-Präsident. Auch halte er, Locher, die Vorstellung für falsch, dass der Mensch schon ab Geburt erlöst sei. Die Lebensführung würde dann ja keine Rolle spielen, und es wäre gleichgültig, wie man sich benehme, wenn alle in den Himmel kommen, egal, ob böse oder gut.

Er sieht es ganz anders: Für ihn ist die Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert ein schmerzlich-tragisches Ereignis. Locher glaubt, dass die Protestanten bei aller berechtigten Kritik an der einstigen katholischen Kirche das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hätten. Beide Konfessionen könnten heute voneinander lernen: Die Katholiken sollten von den Protestanten das freie Denken übernehmen, die Protestanten müssten den Katholiken die Sinnlichkeit und die Fähigkeit zur Emotion abschauen.

Will Locher hinter die Reformation zurück? Er lacht. Das dann wieder doch nicht. Aber so etwas wie eine neue Zusammenführung, dialektisch gesprochen: eine neue Synthese von katholischem und evangelischem Glauben «unter Einschluss der reformatorischen Freiheitsgewinne» schwebt ihm schon vor. Locher hat richtig erkannt, dass der konservative Papst Benedikt XVI. vor allem deshalb erfolgreich war, weil er seinen Katholizismus nicht modisch verwässerte, sondern als Veto gegen den Zeitgeist intellektuell machtvoll deklarierte: vorwärts zu den Wurzeln, Konzentration aufs Kerngeschäft. Locher hat recht, wenn er die Protestanten dafür kritisiert, dass sie genau in die Gegenrichtung marschieren, weg von den Wurzeln, hin zur Beliebigkeit; Bastelkurse im Namen Gottes. Der Präsident will den Irrweg korrigieren, indem er die Reformierten zu kleinen Katholiken macht. Kann das gelingen?

Um die Quadratur des Zirkels hinzubiegen, schultert Locher das Gewaltprojekt einer grossen institutionellen Reform. Der Präsident ist bestrebt, die Reformierten aus der fürsorglichen Umklammerung des Staates zu lösen und in eine neue, autonomere Struktur zu führen. Die Verzettelung und theologische Verwirrung

will er durch Organigramme bannen. Sein Verband soll künftig als richtungsweisendes Korsett die Kantonalkirchen überlagern. Unter dem Präsidenten würde ein nationales reformiertes Parlament die Leitplanken des Glaubens und der Gottesdienste definieren. Die anarchisch veranlagten Protestanten sollen einer wohlwollenden Hierarchie unterworfen werden. An der Basis zuckt der Widerstand.

Haben seine Kritiker also doch recht, wenn sie in Locher vor allem den sympathischen, redengewandten Architekten seiner eigenen, alles überragenden Kanzel erblicken, Gottes ersten Karrieristen irgendwo zwischen Jesus und McKinsey, den reformierten Bischof, der nicht nur von Päpsten fasziniert ist, sondern am liebsten selber einer wäre?

Locher widerspricht erneut. Er fühlt sich gröblich missverstanden. Sein Lächeln gefriert.

Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

Nochmals erklärt er seine zentralen Überlegungen: Die christliche Botschaft sei das Wichtigste, aber die Botschaft könne ohne den Botschafter nicht gedacht werden, ja es könne die Botschaft ohne den Botschafter gar nicht geben. Es brauche eine starke Institution, die dafür Sorge, dass der reformierte Glaube inhaltlich richtig und auch wirksam weitergegeben werde. Man könne die Tradition nicht dem Zufall oder «Einzelmassen» überlassen. Die «Gemeinschaft der Getauften» solle sich Rechenschaft über ihren Glauben geben und diesen auch verbindlich weitertragen, aber demokratisch, ohne Diktatur. Das grösste Missverständnis über ihn? «Dass es nur um mich geht.»

Kann man mit Organigrammen ein theologisches Malaise beheben? Liegt die Lösung des Problems wirklich darin, dass man die Protestanten etwas katholischer macht, dass man ihr Freiheitscredo festzurrt, einhegt durch Vorgaben und Strukturen von oben?

Möglicherweise liegt der Denkfehler Lochers darin, dass er der Botschaft seines reformierten Glaubens eben doch weniger vertraut, als er sich selber eingesteht. Sein Plan, die Krise der Reformierten durch strukturelle Neuerungen am Vorbild der Katholiken zu beseitigen, bleibt an der Aussenseite, scheint sich zu wenig auf die weiterhin so unterschiedlichen Welt- und Glaubensverständnisse der Katholiken und der Protestanten einzulassen. Überspitzt gesagt: Mit seinem ehrgeizigen Reformprojekt scheint Locher selber etwas der Krankheit zu verfallen, die er bei manchen Mitprotestanten zu Recht diagnostiziert: Er entfernt sich vom Kern der reformierten Botschaft und versucht ihr etwas aufzupropfen, was strenggenommen nicht dazu gehört. Die beiden Konfessionen lassen sich womöglich nicht so leicht zusammenschrauben, wie sich das der Präsident ausmalt.

Lochers Denkfehler

Die Katholiken brauchen die Kirche mit ihren Bischöfen, Kardinälen und Päpsten, damit sie in den Himmel kommen. Der Protestant ist ohne Apparat erlöst. Der Katholizismus ist stark, weil er den Gläubigen den Glauben durch verführerisch-faszinierende Rituale einschleift. Der Protestant geht seinen Weg zum Seelenheil einsamer, weniger bunt, dafür freier, selbstbestimmter. Karg sind seine Kirchen. Es fehlt die Massentrance der grossen Zeremonien. Aber liegt nicht genau hier der tiefere Sinn? Beide Konfessionen haben ihre Eigenheiten und ihre Qualitäten. Durch Annäherung macht man sie nicht stärker, nur gleicher.

Noch einmal kontert Locher vehement. Er sieht sich als «Hierarchie- und Strukturfanatiker» angeschwärzt. Ihm gehe es um die Bedeutung der Kirche. Die «Gemeinschaft der Getauften» trage die Verantwortung für eine möglichst unverfälschte Weitergabe des Glaubens: «Wer auf den Kanzeln predigt, spricht im Auftrag dieser Gemeinschaft. Er ist nicht absolut frei, sondern ans Evangelium gebunden. Das ist der springende Punkt.»

Ein berühmtes Zitat des deutschen Verfassungsrechtlers Ernst-Wolfgang Böckenförde über die freiheitliche Demokratie lässt sich abgewandelt auf Lochers Kirche anwenden: Auch der reformierte Glaube «lebt von Voraussetzungen, die er selber nicht garantieren kann. Das ist das Wagnis, das er um der Freiheit willen einzugehen bereit ist.» Wer die Freiheitsbotschaft der Reformation durch die Gemeinschaft institutionell festschreibt, droht den Glauben zu schwächen, den er stärken will. Oder in den Worten Zwinglis: «Seinen Anfang nimmt der Glaube damit, dass der Mensch beginnt, an sich selbst zu verzweifeln und einzusehen, dass er auf Gott allein vertrauen muss.» Nicht das Organigramm, die Theologie macht den Protestanten aus. ○



Das Stimmungsbarometer steht tief: überschwemmtes Magadino am Lago Maggiore, 16. November 2014.

Ticino-Blues

Das Tessin verändert sich rasant und reagiert mit Verweigerung. Naturkatastrophen, die Überflutung durch Grenzgänger und deren Autos, Job-Ängste: Momentaufnahme aus der Problemzone, in der vielleicht gerade der Kanton Florida entsteht. *Von Peter Hartmann*

Wahrscheinlich hat noch nie ein unbescholtener Schweizer Bürger so viele gestapelte Goldbarren gesehen in seinem Leben wie Gustav Bürke, 77, den hier alle Güscht nennen, auch die Tessiner. Er hat jahrelang als Direktor eine der grössten Goldraffinerien geleitet, die Argor-Heraeus, die im Südzipfel Feingold einschmilzt. Physisches Gold wird zu siebzig Prozent in der Schweiz gegossen, fast alles in Chiasso und Balerna, im heimlichen *triangolo d'oro*, bevor es in die Welt hinausgeht, «und nie ist einer unserer Transporte überfallen worden», sagt Bürke. Das klammheimlich prosperierende Gewerbe bleibt so unauffällig, dass sich selbst im Tessin kaum jemand über seine Bedeutung klar ist. Nur die *New York Times* brachte vor zwei Jahren einen Artikel über den verschwiegenen Tessiner Goldhersteller.

«Die Goldinitiative wird nichts an dieser Unwissenheit ändern», vermutet Experte Bürke.

«Und ob die Schweiz mehr Gold im Land hortet oder weniger, hat auch keinen Einfluss auf das Raffineriegeschäft.» Die Firma, einst von der Schweizerischen Bankgesellschaft (heute UBS) gegründet, gehört heute dem Management, der Münze Österreich AG und einer luxemburgischen Bank. Sie sucht dauernd Ingenieure, Chemiker und Metallurgen. Zwei Drittel der 229 Angestellten kommen aus Italien. Es geht nicht ohne sie. Aber das ist nicht ihre Schuld. Es gibt die Jobs, und sie müssen besetzt werden, obwohl die Ausländer, sprich Italiener, unerwünscht sind, denn sie drücken das Lohnniveau.

Bei Abstimmungen entscheidend

«Alles, was gegen Grenzgänger ist, kommt an. Auch Ecopop. Das Tessin hat schon die Abstimmung gegen die Masseneinwanderung entschieden und könnte auch diesmal zustimmen.» Der Zeuge Bürke war sechzehn Jahre in

der Lokalpolitik in Tremona im Mendrisiotto, zwei Kilometer von der Grenze, acht Jahre als Sindaco und als total untypischer Einheimischer: ein Zugewanderter, ein Appenzeller aus Herisau.

Das Stimmungsbarometer steht tief, tiefer geht's nicht. Das Tessin leidet an Verdross, an zu viel Regen, zu vielen *frontalieri* mit ihren zu vielen Autos und dem zu vielen Verkehr, an zu viel Beton und vor allem an der Machtlosigkeit, etwas dagegen tun zu können. Die Natur schafft sich Ventile. Der Lago Maggiore erreicht zwar zyklisch immer wieder Rekordstände wie jetzt, auch dank einer Schleuse, die am Südeinde im italienischen Sesto Calende seit 1997 den Abfluss reguliert. Und die wilde Maggia überschwemmte schon 1556 und wieder 1868 ganz Locarno. Aber die eigentlichen, vom Menschen verursachten Katastrophen geschehen in Italien, wo ganze Stadtquartiere in zubetonierte

Flussbette gebaut wurden, etwa in Mailand in die Gefahrenzone des Seveso oder in Genua. Den gewaltigen Massen des Po hingegen – wie auch der Elbe in Deutschland – fehlen die natürlichen Auen als Auffangbecken und Parallelstrassen. Die Wasserfluten finden immer wieder die alten Adern, die Natur rächt sich.

Der Grossbauer Ulrico Feitknecht steht morgens in Gummistiefeln auf den Feldern seiner 100-Hektaren-*fattoria* Ramello und sagt ins *telefonino*: «Man muss sich vorstellen, wie es hier geschüttet hat. Zwei Badewannen Wasser pro Quadratmeter. Und der Ticino ist trotzdem nicht übergelaufen, weil es stundenweise oder einen halben Tag nicht geregnet hat. Unsere Vorväter haben den Fluss vorbildlich kanalisiert und mit Hochwasserdämmen gesichert.» Die Arbeiten begannen 1888 und dauerten 24 Jahre, parallel wurde das Maggia-Delta melioriert. Der Agronom Feitknecht hatte lange Jahre als Berater für Ciba-Geigy im Ausland gearbeitet, ehe er mit seiner Frau Rosa das Gut kaufte, das früher sein Vater als Verwalter für Coop geführt hatte.

«Frühmorgens stehen manchmal schon fünf, sechs Italiener vor dem Tor», sagt Rosa Feitknecht. «Sie haben irgendwo gerüchteweise gehört, dass bei uns eine Stelle frei ist.» Das Tessin ist ein Magnet.

Worin liegt der Zauber der Betonburgen?

Die Magadinoebene, einst *terra maledetta*, verfluchtes Sumpf- und Malarialand, die mildeste Gegend der Schweiz und der Gemüse- und Obstgarten des Kantons, ist einem enormen Verteilungskampf und verschiedensten Partikularinteressen ausgesetzt. Sie ist, im Mündungsgebiet, geschütztes Naturreservat für 200 Zugvögelarten, Erholungszone für Locarno und Bellinzona, grüne Lunge einer Region mit vierzehn Dörfern, aber auch chronisch überlastete Verkehrsader, Flugplatz und Standort der Kehrlichtverbrennungsanlage der Stadt Locarno, der zwei Drittel der Gesamtfläche gehören. Der Urbanisierungsmoloch – der Beton der Einkaufszentren, Werkhallen und Parkflächen – frisst sich immer weiter voran. Feitknecht gewann 2007 gegen alle Parteien und Regierungsräte die Abstimmung über die *superstrada*, die das Paradies von Magadino zerschnitten hätte. Aber eine Schnellstrasse nach Locarno wird kommen. Offen ist, wo sie verläuft.

Hier werden buchstäblich die Weichen gestellt: wenn am 2. Juni 2016 der Gotthard-Basistunnel geöffnet wird und drei Jahre später auch der Ceneri. Wenn hier, am Beginn der Ebene, eine Drehscheibe, ein Knotenpunkt der Schienenwege entsteht. Noch ist es eine Idee, kein Plan. Wenn aus dem Jahrhunderte überdauernden Gefühl des Abgeschnittenseins als jenseitiger, schwer zugänglicher Brückenkopf, was die Tessiner paradoxerweise zu den besten und treuesten Eidgenossen machte, infrastrukturelle Nähe wird. Das Problem flackert wieder



Urbanisierungsmoloch: Bahnbrücke bei Bellinzona.



Sinnsuche: verlorene «Sonnenstube».

auf mit der Diskussion über die zweite Gotthardröhre während der Reparatur der ersten – drei von vier Tessinern sind dafür. Wenn Bellinzona bis auf eine Stunde und zwanzig Minuten an Zürich heranrückt. Wenn Locarno, Ascona, Lugano, das Mendrisiotto zur subtropischen Agglomeration der grauen Wirtschaftszentren der Deutschschweiz werden, attraktiv für Pendler, die bequem in rollenden Büros in den Norden zur Arbeit fahren, statt Stunden im Stau der Autobahnen zu vergeuden. Ihre Familien werden im boomenden Tessin leben, dem neuen Kanton Florida. Auch wenn es immer häufiger monsunmässig regnet.



«Ich hätte gern einen Kaffee und ein ausgefülltes Leben.»

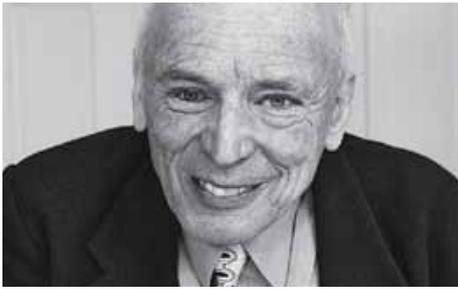
Die alte Pseudofolklore der «Sonnenstube» und der billigen Boccacini ist untergegangen in der Tourismuskrisis der letzten Jahre, abgelöst durch Sinnsuche: Worin liegt etwa der Zauber der Betonburgen Luganos? Eine fast verborgene Perle wie die Hauptstadt Bellinzona mit ihren historischen Befestigungsanlagen und ihrer intakten Altstadt bleibt noch zu entdecken.

In föhnlaren Nächten kann man von den Terrassen in Tremona aus die Lichter des Mailänder Doms sehen. Italien ist nah, allgegenwärtig. Das Dorf war früher Schmugglerdorf für Zigaretten, die auf dem Schwarzmarkt im Belpaese landeten. Jetzt suchen die Wärmebildkameras der Schweizer Grenzwachtdrohnen Illegale, Schlepper, Kriminaltouristen. Später war es ein Künstlerdorf der Bildhauer, Dichter, Opernsänger. Heute öffnet die letzte Osteria, die Post hat längst dichtgemacht, die Schule auch, und das Municipio steht leer. Tremona, 550 Einwohner, ist eingemeindet. Sieben Autominuten tiefer, und du bist gefangen in der täglichen Falle, in den drängelnden Blechschlangen und verstopften Kreiseln und auf Parkplatzzuche in Mendrisio.

Ein Sprung aus der Vergangenheit direkt in die Zukunft, denn dies ist die dynamischste, die am schnellsten wachsende Stadt des Tessins, 15 000 Einwohner und ebenso viele Arbeitsplätze, und mehr als die Hälfte belegt von *frontalieri*, Grenzpendlern, die fast alle mit dem Auto unterwegs sind, manche vier Stunden hin und zurück, aber sie haben wenigstens einen Job, und erst noch gut bezahlt. Eine Verkäuferin im Konsum-Eldorado Foxtown verdient vielleicht 2400 Franken, so viel wie ihr Arzt in Varese. Der Tessiner Unternehmer Silvio Tarchini, der Padrone des «Lockvogelparadieses» (NZZ), erzielt 60 Prozent des 300-Millionen-Umsatzes mit italienischen Kunden und kehrte damit den Trend im Einkaufstourismus: Das Tessin ist billiger.

Auferstehung Mendrisios

Mendrisio sieht von der A 2 aus wie ein zyklisch hingeworfenes Monopoly aus Shoppingcentern, Hotels, Spielcasino, Lagerhallen, Fabriken, Wohnblöcken, Parksilos, und inmitten dieses sperrigen Dickichts verbirgt sich, ironischerweise, die Architektur-Accademia mit Mario Botta als Aushängeschild. Die sich selbst erwürgende Stadt. Die Planung holt die Entwicklung nicht mehr ein. Geld ist schneller als die Politik. Italienische Firmen wandern mit Spin-offs über die Grenze, vergeben Unteraufträge zu Tiefstangeboten und sacken die Differenz ein, beschäftigen ihre Landsleute zu tieferen Löhnen. Während in Chiasso mit der Aufhebung des Güterbahnhofs und der Bankenkrise die Lichter ausgingen und Tausende Arbeitsplätze verschwanden, auferstand das verschlafene Mendrisio als Hotspot fast wie im Wilden Westen. Der Wandel ist atemberaubend, und es gibt darüber keine Abstimmung. ○



Mythos Gold

Gefährliche Vereinfachung

«Gefährlich» nannte Kurt Schiltknecht in der letzten *Weltwoche* die Goldinitiative, weil sie die Flexibilität der Nationalbank behindere. Riskant ist indes auch der Glaube, dass die aktuelle Geld- und Währungsordnung immer so weiter funktionieren wird. *Von Robert Nef*

Kurt Schiltknecht hat in seinem Artikel mit dem Titel «Tanz ums Goldene Kalb» (*Weltwoche* Nr. 46/14) auf die menschengeschichtliche Bedeutung des Goldes hingewiesen. Dass das Goldene Kalb aus dem zwangskollektivierten Privatvermögen des nomadisierenden Volkes Israel gegossen worden ist und der magische Tanz damit nicht nur dem Mythos Gold, sondern auch dem Mythos Kollektiveigentum galt, ist eine weitere Pointe der vielzitierten, aber selten zu Ende gelesenen Geschichte.

Der Wert des Goldes beruht auf dem Glauben, dass möglichst viele andere Menschen den Glauben an diesen Wert teilen. Das gilt auch gegenüber dem Geld der staatlichen Notenbanken. Gegenüber der Wertbeständigkeit dieser beiden Tausch- und Wertaufbewahrungsmittel gibt es unterschiedliche Mischungen von Vertrauen und Misstrauen, aber kein sicheres Wissen oder gar Vorauswissen.

Unterschiedliche Ungewissheiten

Worauf beruht denn das so praktische gegenseitige Vertrauen der Geldbenützer in eine Währung? Deckt es sich einfach mit dem kollektiven Vertrauen in einen bestimmten Staat und in dessen Bankensystem oder im Fall des Euro in eine Staatengemeinschaft, auch wenn diese noch so fragwürdig legitimiert ist? Beim Gold war das klar. Der Glaube an den «Mythos Gold» war vor allem in Krisenzeiten weltweit weiter verbreitet und tiefer verankert als der Glaube an den «Mythos Staat». Aber der «Mythos Staat» legt zu, vor allem in Zeiten relativen Friedens.

Beim Staatsgeld beruht das kollektive Vertrauen auf dem Glauben an den Staat und an ein funktionierendes staatliches Geldwesen. Der Staatsglaube ist für sehr viele Menschen in einem weltweiten Säkularisierungsprozess (mindestens unter Geschäftsleuten) zum Ersatz für den Gottesglauben geworden. Der «Mythos Staat» legt auch zu, weil er sich einer Glaubwürdigkeitskonkurrenz zwischen den Staaten, ihren Währungen, ihrer wirtschaftlichen Produktivität und ihrer politischen Stabilität stellen muss.

«In God we trust»? «In Gold we trust»? «In government we trust»? Oder «In Central Bank we trust»? Alles ist letztlich spekulativ und irrational und in irgendeiner Weise riskant, aber der Staatsglaube hat eben doch – alles in allem – bisher funktioniert, allerdings mit be-

merkenswerten Ausnahmen. Daraus zu schließen, dass die aktuelle Geld- und Währungsordnung immer weiter funktionieren wird, ist allerdings gefährlich.

Beim Staatsgeld herrscht der Glaube an den Staat, der sein Zwangsmonopol – mindestens angeblich – zur Durchsetzung einer zwangsweise garantierten rechtsstaatlichen Minimalmoral einsetzt, die auch den Geldwert mit einbezieht. Für einen blinden Glauben an das Staatsgeld gibt es für Theoretiker – mindestens für liberale – wenig gute Gründe. Für Praktiker und Empiriker jeglicher Couleur gibt es aber plausible Gründe dafür, und Letztere sind eben eine Mehrheit, die in dem Sinne zählt, als man eben auf sie zählen kann. Wie lange noch und wie vorbehaltlos, bleibt offen.

Die strikten «Gold-statt-Staatsgeld-Befürworter» trauern einer guten alten Zeit nach, die gar nicht so lange gedauert hat und in der das Phänomen der Inflation nicht unbekannt war. Wer aber sein Vertrauen bzw. sein Misstrauen lieber auf eine Kombination unterschiedlicher Ungewissheiten abstützt, handelt als Wirtschaftssubjekt nicht einfach falsch.

Neben dem Staatsgeld (mit oder ohne Golddeckung) gibt es noch andere Formen der Ver-

mögensanlage, die man «Privatgeld» nennen kann. Nach Aussage des Schweizer Vermögensverwalters und Privatbankiers Karl Reichmuth, Röpkepreisträger des Liberalen Instituts, muss «Privatgeld» nicht neu erfunden werden, es existiert bereits, und die Reichen machen davon ausgiebig Gebrauch, indem sie eben kein (oder nur wenig) Staatsgeld besitzen, dafür über diversifizierte Vermögensanlagen verfügen. Es spricht nichts dagegen, dass man solche diversifizierte Vermögensanlagen vermehrt auch den Kleinsparern zugänglich macht, die über ihre Pensionskassenguthaben ohnehin schon an diese Kombination von Chancen und Risiken angeschlossen sind. Aus dieser Sicht stimmt die These jener, die von einer Überbewertung der Frage nach dem Geld ausgehen. Die Reduktion von wirtschafts- und verteilungspolitischen Grundproblemen auf die Geldfrage (Staatsgeld versus Gold versus Privatgeld) ist eine gefährliche Vereinfachung, und die Meinung, eine Neuregelung des Währungssystems würde auch alle wirtschaftspolitischen Fragen lösen, ist naiv.

Robert Nef ist Publizist sowie Gründer und Präsident des Liberalen Instituts in Zürich.



«Alles ist letztlich spekulativ und irrational und in irgendeiner Weise riskant.»



Debatte

Gold schafft Vertrauen

Die Weltwoche liegt falsch: Papierwährungen wie der Euro, die bloss auf Schulden beruhen, sind dem Untergang geweiht. Der Goldpreis hingegen ist seit Tausenden Jahren nie auf null gesunken.

Von Ulrich Schlüer

In seinem Artikel «Tanz ums Goldene Kalb» begründet der Finanzspezialist Kurt Schiltknecht seine Ablehnung der Goldinitiative mit einer Überlegung, die nicht nachvollziehbar ist. Zunächst rechnet er damit, dass auch in Zukunft Währungsturbulenzen eine starke zusätzliche Nachfrage nach Schweizer Franken auslösen können. Dem widerspreche ich ebenso wenig wie der damit verbundenen, auf reicher Erfahrung beruhenden Erwartung Schiltknechts, dass anlässlich sprunghaft steigender Franken-Nachfrage auch der Goldpreis regelmässig deutlich nach oben ausschlägt.

Unverständlich aber bleibt Schiltknechts Schlussfolgerung: Die Nationalbank könnte, argumentiert er, angesichts einer solchen Entwicklung in die Zwangslage geraten, zu unsinnigen Höchstpreisen zusätzliches Gold einkaufen zu müssen, weil die Goldinitiative einen Mindestanteil von zwanzig Prozent Gold an den Nationalbank-Aktiven verlangt.

Wenn der Goldpreis explodiert, dann explodiert er gegenüber gleichzeitig von Schwindsucht ergriffenen Fremdwährungen. Der Goldpreis erhöht sich dann also insbesondere gegenüber Fremdwährungen deutlich. Das

aber hat unverzüglich Auswirkungen auch auf die Bilanz der Nationalbank: Der Wert des Goldes – damit auch sein Anteil an der Nationalbank-Bilanz – erhöht sich rasch, derjenige der Fremdwährungen sinkt. Deshalb sind, damit der zwanzigprozentige Goldanteil an der Nationalbank-Bilanz gehalten werden kann, doch keinerlei «Goldkäufe zu Höchstpreisen» erforderlich.

Zurück in die Position der Stärke

Kurt Schiltknecht unterlegt seine Überlegungen zur Währungspolitik mit einem Grundsatz, den ich vorbehaltlos teile – auch wenn ich daraus völlig andere Konsequenzen ziehe: «Wer sich für eine starke Währung einsetzen will, muss dafür sorgen, dass die schweizerische Wirtschaft nicht von Regulierungen und hohen Steuern drangsaliert wird.»

Mit Bestürzung, ja Konsternation nehme ich wahr, dass der führende Wirtschaftsverband der Schweiz, Economiesuisse, ein ganz anderes Rezept als zeitgemässe Währungspolitik propagiert: Die Möglichkeit «unbegrenzter Geldschöpfung» mittels Nutzung der Geld-Druckerpresse sei heute das erfolgversprechende Instrument moderner Währungspolitik, schreibt Economiesuisse im Argumentarium gegen die Goldinitiative.

Wer nur kann – auch bloss nach kurzem Blick auf den Gang der Weltwirtschaft – eine solch fahrlässige Behauptung aufstellen? Die Europäische Zentralbank hat bereits unter Mario Draghi Vorgänger, verstärkt dann unter ihm selber, die Druckerpresse wahrhaft hemmungslos zum Einsatz gebracht. Auf verschiedenen, teilweise getarnten Kanälen wurden «zwecks Konjunktur-Ankurbelung» innert weniger Jahre etwa drei Billionen Euro (3 000 000 000 000 – ein unvorstellbar grosser Betrag) vermeintlich in den Wirtschaftskreislauf gepumpt. Hat dies die Konjunktur beflügelt? Im Gegenteil! Nicht nur die Euro-Südländer, selbst der Euro-Wirtschaftsmotor Deutschland ist ins Stottern geraten. Aktienkurse und Grundstückspreise explodierten – aber die Wirtschaft sprang und springt nicht an.

Kann, wer gesundes Wirtschaften zur unabdingbaren Grundlage gesunder Währungspolitik erklärt, im Blick auf solche EU-Erfahrungen die Euro-Anbindung des Frankens beibehalten – an eine offensichtlich markt-

untaugliche Währung, mit einem Wirtschaftsraum, der gegenüber allen andern auf dieser Welt immer gravierender ins Hintertreffen gerät? Private Investoren meiden diesen Raum – wohl wissend, dass aus den astronomischen Schulden von heute morgen astronomische Steuern wuchern.

Unsere Wirtschaft bedarf – statt sich an den untergehenden Euro fesseln zu lassen – des schiltknechtschen Programms. Economiesuisse und bürgerliche Parteien könnten es, wenn sie den politischen Willen dazu aufbrächten, durchsetzen: Abbau der Sozialhilfe-Bürokratie, der Asylantenbetreuungs-Bürokratie, der Bildungsreformitis-Bürokratie; Stopp der uferlos wuchernden, den Finanzplatz ruinierenden Kontroll-Bürokratie, der unsinnigen Produktregulierungs-Bürokratie usw.

Wäre der Wille vorhanden, unserem Land das Versinken im Euro-Desaster zu ersparen, wären das die Massnahmen, welche unserer Wirtschaft gutes, weltweit vernetztes Überleben auf solider Währung gestatten würden. Der Euro ruht auf Schulden nicht mehr übersehbaren Umfangs. Die Goldinitiative verlangt für die Schweizer Währung ein solides Fundament aus Gold. Sie gewährt für den geforderten Zwanzig-Prozent-Goldanteil an der Nationalbank-Bilanz eine Übergangsfrist von fünf Jahren. Überstürzte Massnahmen sind also nicht nötig. Die Nationalbank gewänne bedeutend an Eigenständigkeit – und auch an Interventionskraft –, wenn sie sich ein gesünderes Fundament schaffen würde.

Zwar ist auch der Goldpreis Schwankungen ausgesetzt. Er ist aber seit Tausenden Jahren nie auf null gesunken. Alle Papierwährungen aber, die – wie gegenwärtig insbesondere der Euro – bloss auf Schulden beruhen, waren und sind allesamt dem Untergang, dem Totalverlust geweiht.

Wird die Goldinitiative angenommen, dann gelangt die Nationalbank Schritt für Schritt wieder in jene Position der Stärke, die sie vor den unbedachten Goldverkäufen von insgesamt 1540 Tonnen vor gut zehn Jahren weltweit wohlgeachtet innehatte.

Ulrich Schlüer ist alt SVP-Nationalrat und Chefredaktor der Schweizerzeit.

Zur Lage der Schweiz

Globalisierung, europäische Integration, Landesrecht vs. internationales Recht: Fundamentale Fragen spalten das Land. Um zu verhindern, dass das Initiativrecht zur Parteiprominenz missbraucht wird, sollte man die Unterschriftenzahl für die Einreichung von Initiativen mindestens verdoppeln. *Von Paul Widmer*



Letztlich stellt sich die Frage, wer in einer Demokratie bestimmen soll, was Recht ist.

In der politischen Schweiz herrscht wieder einmal Aufregung. Wohlmeinende Bürger sind besorgt über die angebliche oder tatsächliche Verwirrung in der Politik und erlassen einen dramatischen Aufruf zu einem neuen, EU-Beitritts-freundlichen Europadialog. Mit einer gewissen Nonchalance tun sie so, als ob sie nicht wüssten, dass der Bundesrat am 9. Februar vom Schweizervolk den Auftrag erhalten hat, mit der EU über die Masseneinwanderung zu verhandeln. Und eine angenehme ehemalige Bundeskanzlerin schlägt vor, den im Parlament vertretenen Parteien das Initiativrecht zu entziehen. Anscheinend nähme sie mühelos in Kauf, zwei Kategorien von Stimmbürgern zu schaffen, solche mit Initiativrecht und solche ohne, wenn nur dadurch die Vielzahl von Initiativen vermindert würde. Das Gute an diesen Vorstössen ist, dass sie die Diskussion beleben. In einer Demokratie müssen Konflikte politisch ausgetragen werden. Das weniger Gute ist, dass sie die demokratischen Spielregeln ritzen.

Fundamentale Fragen, hervorgerufen durch die Globalisierung und den europäischen Integrationsprozess, spalten das Land. Die einen, vornehmlich in den Eliten beheimatet, ordnen die nationale Eigenständigkeit den Vorgaben des internationalen Umfeldes unter und tendieren dazu, die Volksrechte einzuschränken; die anderen, an den Wahlurnen gestärkt, wollen sich ihre Rechte nicht beschneiden lassen und pochen auf den Vorrang des Landesrechts vor dem internationalen Recht. Diese unterschiedlichen Ausrichtungen gefährden die politische Stabilität der Schweiz und damit deren Zukunftsfähigkeit. Um zu tragfähigen Lösungen zu gelangen, muss die Schweiz die internationalen Herausforderungen meistern, ohne den Rückhalt in der Bevölkerung und der Wirtschaft zu verlieren. Wie soll dies geschehen? Schauen wir zwei Schnittstellen in der nationalen/internationalen Gemengelage an.

Souverän ändert Verfassung

Rechtsstaat: In einer global vernetzten Welt stellt sich in jedem Land die Frage, wie sich Landesrecht und internationales Recht ineinanderfügen. In der Schweiz verschärft sich dieses Problem, weil das Volk der Gesetzgeber ist. Der Souverän ändert, wenn er will, an der Urne die Verfassung. Aber neue Verfassungsbestimmungen können mit dem Völkerrecht kollidieren. In der Schweiz gibt es kein Verfassungsgericht, das ordnend eingreifen könnte. Im Allgemeinen gilt der Grundsatz, dass Völkerrecht dem Landesrecht vorgeht. Gerade Kleinstaaten wie die Schweiz haben alles Interesse daran, dass das Recht – und nicht die Macht – die zwischenstaatlichen Beziehungen regelt. Dieser Grundsatz ist unbestritten, wenn es um eindeutig zwingendes Völkerrecht geht, und nach herrschender Rechtsauffassung gilt er grundsätzlich auch für nicht zwingendes Völkerrecht.

Doch die Vereinbarkeit von Völkerrecht und Landesrecht weist noch eine andere Dimension auf. Und diese übersehen die unbedingten Verfechter des Völkerrechts gern. Internationale Gerichte wie der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte neigen dazu, die Menschenrechte «dynamisch» zu interpretieren. Ständig erweitern sie den Geltungsbereich der Menschenrechte. So kassierte der Strassburger Gerichtshof Urteile des Bundesgerichts, die die Leistung von Sozialversicherungen betreffen. Doch die Menschenrechtskonvention gewährt kein Recht auf Sozialversicherungsleistungen. Die Richter ermächtigten sich dazu selbst und schufen dem Schweizer Gesetzgeber Verpflichtungen, die dieser vertraglich so nie eingegangen ist.

Wir sind ein Rechtsstaat, nicht ein Richterstaat.

Somit beschränkt eine Gerichtspraxis unter Berufung auf den Vorrang des Völkerrechts die Vorrechte des demokratisch legitimierten Gesetzgebers. Denn dieser kann nicht wie im Landesrecht das im Verhältnis zum Gesetzesrecht subsidiäre Richterrecht mit einer Gesetzesänderung korrigieren. Versucht er dies, taxieren die Völkerrechtsverfechter sein Verhalten als Verstoß gegen das Völkerrecht, obwohl das neue Gesetz keinen Völkerrechtsvertrag verletzt, sondern nur der Rechtsprechung jenes Gerichts widerspricht, das seine Rolle «dynamisch» erweitert hat. Letztlich stellt sich die Frage, wer in einer Demokratie bestimmen soll, was Recht ist: der demokratisch legitimierte Gesetzgeber oder ein Gericht. Die Antwort in der Schweizer Bundesverfassung ist eindeutig: das Volk. Wir sind ein Rechtsstaat, nicht ein Richterstaat.

Im rechtsstaatlichen Kontext sollte man noch einen anderen Aspekt berücksichtigen. Natürlich braucht es in einer immer komplexer werdenden Welt neue internationale Vereinbarungen, vor allem in Sachbereichen, die erst in den letzten Jahren entstanden sind und in denen wir auf zwischenstaatliche Zusammenarbeit angewiesen sind, beispielsweise in der Cyberkriminalität. Aber auf anderen Gebieten besteht eine Tendenz zur Überregulierung, insbesondere bei Gruppenrechten. Nicht selten geraten neue Menschenrechte mit älteren in Konflikt, zum Beispiel Kindesrechte mit Rechten von Eltern. Eine dichte Verästelung kann die Rechtssicherheit mehr behindern als fördern.

Oder warum brauchen wir eine Konvention gegen häusliche Gewalt? Der Bundesrat beabsichtigt, 2015 ein Vernehmlassungsverfahren über den Beitritt zur entsprechenden Europaratskonvention einzuleiten. Gewiss, häusliche Gewalt ist ein Verbrechen, das zu verfolgen ist – aber nicht weil wir eine Konvention ratifiziert

haben, sondern weil unsere eigene Gesetzgebung es verlangt. Bei internationalen Übereinkommen besteht die Gefahr, dass sie in einigen Jahren in einem Sinn interpretiert werden, der von der ursprünglichen Absicht erheblich abweicht. Deshalb sollte die Schweiz noch vorsichtiger sein mit der Ratifikation von neuen Verpflichtungen.

Die Schweiz hat als rare Ausnahme die Europäische Sozialcharta nicht ratifiziert. Niemand wird behaupten wollen, deswegen sei es hierzulande um die Sozialrechte schlechter bestellt als in anderen Staaten. Aber in einigen Bereichen, etwa bei den Höchstarbeitszeiten und den Löhnen von Lehrlingen, hätten wir Mühe, die von der Charta geforderten Standards zu erfüllen. Einige Lehrlinge müssen bei uns länger arbeiten und erhalten zu Beginn weniger Lohn, als die Charta vorschreibt. Doch ist die Schweizer Wirtschaft vielleicht gerade deswegen besser in der Lage, Arbeitsplätze zu schaffen und allen Jugendlichen eine Berufsausbildung zu ermöglichen – ein frappanter Kontrast zu Ländern, die zwar die Sozialcharta ratifiziert haben, aber 25 Prozent der Jugendlichen keinen Arbeitsplatz anbieten können. Was ist wichtiger? Eine rhetorische Frage. So viel ist sicher: Eine Ratifikation würde die Sozialrechte in der Schweiz nicht nennenswert besserstellen, aber den Druck auf die liberale Wirtschaftsordnung verstärken und damit die innenpolitischen Auseinandersetzungen anheizen.

Wirtschaftsfeindliche Initiativen

Wirtschaft: Das Verhältnis der Wirtschaft zum Schweizer Staatswesen hat sich eingetrübt. Die Erfolge von «Abzocker»-Initiative und Masseneinwanderungsinitiative wirkten wie ein Schock. Einige Führungskräfte halten die direkte Demokratie nun für gefährlich. Sie argumentieren etwa so: Eine Häufung von wirtschaftsfeindlichen Initiativen würde die politische Stabilität der Schweiz untergraben und somit einen wesentlichen Standortvorteil eliminieren. Das werde zu einem Wegzug von international tätigen Firmen und zu einer Verminderung des Wohlstands führen. Deshalb schiene es ihnen angezeigt, die Volksrechte einzuschränken.

Die Schweizer Bevölkerung hat freilich in der Vergangenheit die Anliegen der Wirtschaft an der Urne meistens wohlwollend behandelt. Niemand anders als das nun oft gescholtene Volk hat mit seinen Entscheiden günstige Rahmenbedingungen für ein kräftiges Wirtschaftswachstum geschaffen. Doch mit dem Boni-Kapitalismus ist eine Zäsur eingetreten. Die Führungskräfte in einigen börsenkotierten Firmen orientieren sich, abgesehen von den Möglichkeiten zur Steueroptimierung, nicht mehr an den helvetischen Vorstellungen von Verdienst und Entgelt, sondern an den fantastischen Vorgaben aus New York. Der Durchschnittsbürger kann in den exorbitanten

Einkommen, die sich Manager oder Spitzenangestellte gewisser Firmen selbst zuschaukeln, kein Entgelt mehr für geleistete Arbeit erkennen. Dass die Stimmbürger mit der Abzockerinitiative die gelbe Karte hochhielten, zeugt wohl weniger von Neid und Wirtschaftsfeindlichkeit als von tiefer Besorgnis über den gesellschaftlichen Zusammenhalt in unserem Land.

Im Schnittfeld von innen- und aussenpolitischem Druck stehen auch Steuerfragen. Zum Wesen des Föderalismus gehört, dass die Entscheidung dort gefällt werden, wo die Leute am direktesten von den Entscheidungen betroffen sind. Das sollte den Wettbewerb und eine haushälterische

Demokratien können, wir wissen es vom antiken Athen, an ihrer Unmässigkeit zugrunde gehen.

rische Politik fördern. Solche Ansätze sind auch in der Steuerpolitik zu begrüssen. Aber aufgepasst: Der Wettbewerb kann auch eine Wende ins Destruktive nehmen. Diese Gefahr besteht, wenn der Föderalismus nicht mehr mit Sinn für das Gemeinwohl gepaart ist. Im Landesinnern begegnet man dieser Gefahr mit dem neuen Finanzausgleich. Doch die Schweiz ist auch international stark unter Druck geraten. Andere Länder wollen nicht mehr hinnehmen, dass sie mit günstigen Konditionen potente Steuerzahler anzieht. Dies gilt namentlich für Pauschalbesteuerungen von ausländischen Privatpersonen und eine privilegierte Besteuerung von ausländischen Holdinggesellschaften. Die Schweiz ist gezwungen, internationale Standards zu übernehmen. Das sollte sie freilich weniger des internationalen Drucks wegen tun, sondern mehr aus eigenem Antrieb. Warum?

Um Missverständnissen vorzubeugen: Die Schweiz soll alles daransetzen, um die Steuern tief zu halten. Aber der Wettbewerb muss auf einer moralisch einwandfreien Basis erfolgen. Er darf nicht die goldene Regel, die in allen grossen Kulturen gilt, verletzen. Diese lautet: «Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu.» Der Wettbewerbsvorteil darf nicht darin bestehen, dass man ausländischen Steuersubjekten Zugeständnisse macht, die man inländischen Steuerzahlern verweigert. Tiefe Steuern müssen ihren Grund in der haushälterischen Verwendung von Staatsgeldern haben und nicht in einer Lockvogelpolitik. Nur so können wir mit gutem Gewissen zu unserer Steuerpolitik stehen und sie mit voller Überzeugung auch im Ausland verteidigen.

Die Unternehmenssteuerreform III mit ihrem Zwang, die Steuersätze für Unternehmen generell zu senken, sollte man zum Anlass nehmen, um den Vorsorgestaat zu entschlacken. Dieser hat sich in den letzten Jahren überstark ausgebreitet, die Eigenverantwortung dagegen, die für unser Staatswesen bis-



Aufgeregte Aufrufe und Vorschläge.

her so zentral war, litt darunter. Die Gesellschaft ist immer weniger bereit, ihre Aufgaben selber zu erledigen. Man schiebt sie lieber auf den Staat ab. Bis in die obere Mittelklasse hat man sich daran gewöhnt, der öffentlichen Hand die hohle Hand hinzuhalten. Doch ein Staat, der allen unter die Arme greifen will, übernimmt sich.

Demokratien können, wir wissen es vom antiken Athen, an ihrer Unmässigkeit zugrunde gehen. Deshalb sollte man auch in der Schweiz auf Warnzeichen achten. Aber Warner, die die direkte Demokratie mit Expertengremien oder anderen angeblich höher qualifizierten Instanzen vor deren Exzessen schützen möchten, sind schlechte Berater. Denn in der Schweiz lassen sich Rechtsstaat und Demokratie nicht auseinanderdividieren. Der Stimmbürger ist gleichzeitig auch Gesetzgeber. Wer den Rechtsstaat vor der direkten Demokratie schützen möchte, dem schwebt etwas anderes als das Schweizer Staatsverständnis vor. Die Eidgenossenschaft



«Dieser Ehekrach wird dir präsentiert von der Donnerbüx Waffen GmbH!»

ist von ihrer Entstehung her eine Rechtsgemeinschaft, in der der Bürger das letzte – und nicht das vorletzte – Wort hat.

Was bleibt in der derzeit aufgeregten Stimmung zu tun? Als Erstes muss man den Volkswillen beachten. Das sollte eine Selbstverständlichkeit sein. Wenn das Volk einen Verfassungsauftrag erteilt hat, muss man ernsthaft versuchen, diesen umzusetzen, statt ihn mit einem neuen Dialog auszutricksen. Vorschläge zur Gestaltung der internationalen Beziehungen sind in einer Demokratie immer willkommen. Aber diese müssen in geordneter Sequenz angegangen werden. Sodann muss sich jeder an die Spielregeln halten. In unserem Staatswesen heisst das: Alle Vorschläge, die an den Volksrechten etwas ändern wollen, müssen verfassungsgemäss vom Volk genehmigt werden.

Verwesentlichung des Initiativrechts

Unter Beachtung dieser Spielregeln gibt es durchaus Handlungsbedarf. Meiner Meinung nach ist es vordringlich, die Flut von Initiativen einzudämmen. Gegenwärtig sind, vom Sammelstadium bis zu abstimmungsreifen Vorlagen, 32 Initiativen in der Pipeline. Das ist zu viel, bringt Unruhe und verzettelt die Kräfte. Zunehmend werden Initiativen auch in fragwürdiger Absicht lanciert. Einigen Initianten geht es im Vorfeld von Wahlen in erster Linie um Parteiprofilierung und weniger um die Sache. Deshalb sollte man die notwendige Zahl der Unterschriften für die Einreichung von Initiativen mindestens auf 200 000 verdoppeln. Als das Initiativrecht 1891 eingeführt wurde, waren 7,8 Prozent der Unterschriften von allen Stimmberechtigten erforderlich, damit eine Initiative zustande kam. Heute sind es nicht einmal 2 Prozent.

Die Schweizer haben sich das Initiativrecht Ende des 19. Jahrhunderts erstritten, damit sich die Landesbehörden mit Problemen, die der Bevölkerung unter den Nägeln brennen, befassen müssen – selbst dann, wenn sie es eigentlich nicht wollten. So sollte es auch heute sein. Nur grundlegende Fragen, die das ganze Land bewegen, sollten mittels Initiativen zur Abstimmung gelangen. Das andere gehört ins Parlament. Die Schweizer wählen ja auch zwei Kammern, mit dem Auftrag, die ordentlichen Geschäfte zu erledigen. Wir brauchen also eine Verwesentlichung des Initiativrechts. Ein solches Vorhaben ist nicht leicht in Gang zu bringen. Denn die grossen Parteien dürften sich kaum dafür einsetzen. Aber es lohnte sich, den Dialog darüber in unserer Gesellschaft anzukurbeln. Natürlich würde man damit nicht alle Probleme lösen. Aber man erreichte wahrscheinlich mehr als mit den aufgeregten Aufrufen und Vorschlägen jüngsten Datums.

Alt Botschafter **Paul Widmer** ist Dozent für internationale Beziehungen an der Universität St. Gallen. Zuletzt erschien von ihm «Diplomatie. Ein Handbuch».

In der Pose des Eroberers

Der Islamische Zentralrat der Schweiz provoziert mit einem Werbefilm, der sich an die IS-Propaganda anlehnt.

Von Peter Keller

Eine dunkel gekleidete Gestalt, verummumt, quer über die Schulter eine Fahne gelegt, darauf ist in schwarzen Zeichen eine arabische Aufschrift zu erkennen. Auf den ersten Blick würde man einen Kämpfer des Islamischen Staates (IS) vermuten, wäre da nicht die Naturkulisse rundherum. Hinter dem Mann zeigt sich die voralpine Rigi-Kette. Das Bild stammt nicht aus Syrien oder aus dem Irak, wo die Mörderbanden des IS ihr blutiges Handwerk treiben, sondern aus Kriens bei Luzern.

Der Islamische Zentralrat der Schweiz (IZRS) hat vor ein paar Tagen ein Video gedreht oberhalb der Luzerner Vorortsgemeinde. Rund sechzig junge Muslime seien an der Aktion beteiligt gewesen. Spaziergänger meldeten sich bei der Polizei, schliesslich gelangte die Geschichte in die lokalen Medien. In einer Erklärung versuchte der IZRS die Besorgnis zu entkräften, man habe bloss einen Werbefilm für die anstehende Jahreskonferenz ihrer Organisation gedreht, und schaltete auf Gegenangriff: «Die Reaktionen erstaunen uns nicht. Es zeigt, wie die Islamophobie unsere Gesellschaft durchdringt. Muslime stehen heute unter Generalverdacht.»

Die kleine Episode ist ein Lehrstück für vieles. Zunächst einmal versteht es der Islamische Zentralrat inzwischen perfekt, den Grundwortschatz der politisch korrekten Biedermeier-Schweiz zu imitieren. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Religion Mohammeds und mit ihren radikalen Vertretern wird jeweils postwendend als «islamophob» abgetan. Der IZRS sieht sich in der Opferrolle von Medien und Politik – und arbeitet gleichzeitig virtuos mit allen Mitteln, um ebendiese öffentliche Aufmerksamkeit herzustellen. Das ist nicht ohne Sinn für Ironie.

Todesengel

Weniger amüsant ist die Ästhetik, mit der im Video offenbar bewusst gespielt wird: Eine schwarz verummumte Gestalt schwenkt in der Pose des Eroberers eine Fahne mit einem islamischen Glaubensbekenntnis über der voralpinen Schweiz. Die Bildsprache ist bekannt: Die Todestruppen des IS marschieren mit schwarzer Flagge und in schwarzer Montur in die unterworfenen Städte und Dörfer ein. Bei der im Internet öffentlich zelebrierten Enthauptung des amerikanischen Journalisten James Foley (in einem orangen Overall) posiert sein Mörder als schwarzer Todesengel rechts von ihm. Sind diese Parallelen zu den IZRS-



Unübersehbare Ähnlichkeit: in Kriens gedrehter Film des Islamischen Zentralrats der Schweiz ...



... IS-Bilder aus dem Nahen Osten.

Aufnahmen nur Zufall? Davon ist kaum auszugehen, wenn berücksichtigt wird, wie gezielt die Exponenten des Islamischen Zentralrates die Grenzen unseres toleranten Rechtsstaates ausloten.

In einer Erklärung zum Videodreh sagte der IZRS, man habe bloss Szenen des grossen Aus-

zugs der Muslime von Mekka nach Medina nachspielen wollen. Die Kulisse und das Ensemble seien ausschlaggebend für die Wahl des Drehortes gewesen.

Also alles nur ein hübscher Regieeinfall? Die Hidschra, auf die hier angespielt wird, markiert den Beginn der islamischen Zeitrechnung, und sie verweist auf die Teilung der Welt in zwei Zonen: «das islamische Herrschaftsgebiet (*dar al-islam*), in dem die Normen der Scharia gelten, und das von Nichtmuslimen beherrschte «Haus des Krieges» (*dar al-harb*), das als feindlich und einer legitimen Rechtsordnung entbehrend aufgefasst wird» (Wikipedia). Ein Frieden zwischen diesen beiden Zonen ist nicht vorgesehen, bis das «Haus des Krieges» oder «Haus der Ungläubigen» befriedet, sprich: unterworfen ist. Diesem radikalislamischen Weltbild folgen die Salafisten weltweit – auch in den Reihen des Islamischen Zentralrates der Schweiz.

Peter Keller ist freier Autor der *Weltwoche* und Nationalrat der SVP.

Warhol der Antike

Nero gilt als Inbegriff von Grausamkeit und Grössenwahn. Dabei war der exzentrische Herrscher Roms bloss seiner Zeit voraus. Dem Krieg abgeneigt und der Kunst erlegen, schuf er sich mächtige Feinde. Sie haben seinen Ruf bis heute ruiniert. *Von Urs Gehrig*

Jedes Kind kennt ihn. Nero, Kaiser von Rom, der Schrecklichste von allen. Er liess seine Mutter von einer Horde Matrosen zu Tode prügeln. Er fiedelte, während seine Stadt in Flammen unterging. Er bezichtigte die Christen der Brandstiftung und verbrannte sie als lebendige Fackeln in seinem Park. Er trat seiner schwangeren Frau in den Bauch und trampelte sie zu Tode. Er kastrierte einen Lustknaben und heiratete ihn. Er wandelte in Frauenkleidern. Und als er nach Jahren der Völlerei ausweglos dem Tod ins Antlitz sah, brach er – «Welch ein Künstler stirbt in mir!» – jäh in wehleidiges Jammern aus.

Das ist *unser* Nero, den die Geschichtsschreibung während 2000 Jahren als Archetyp der Bestialität konserviert hat, als Rohmodell für Stalin, Idi Amin, Saddam Hussein.

Kann es sein, dass die Welt irrt. Ist es möglich, dass dieses Scheusal auch Gutes tat? Ein Visionär, ein Pazifist war gar? Öffnen wir die Akte Nero. Gehen wir zurück an den Tatort. Direkt hinter dem Kolosseum, auf dem Oppius, einem kleinen Hügel, wo Römer ihre Hunde Gassi führen, Sprayer ihre Graffiti ziehen und der Plebs auf dem Alufertigrill ein Stück Fleisch brutzelt, steht ein eisernes Tor. Dahinter verbirgt sich das fantastischste Bauwerk, das Rom je gesehen hat: Domus Aurea, das Goldene Haus, Neros Xanadu.

Grössenwahn aus Gold und Glitzer

Mit gelbem Bauhelm bewehrt, dringen wir ins Erdreich ein. Feucht ist es in diesem Labyrinth von Gängen und Kammern. Wo heute Dunkel herrscht, flutete einst Licht bis in die hintersten Winkel. Hier lag das Herz von Neros Palastkomplex, der sich, 25-mal so gross wie der Buckingham Palace, über den ganzen Stadtkern Roms erstreckte. Ein Grössenwahn aus Gold und Glitzer. Geschaffen von Neros Architekten, «die über die Erfindungskraft und auch über die Kühnheit verfügten, auch was die Natur versagt hatte, durch Kunst zu versuchen», wie Tacitus, der grösste Historiker des alten Rom, berichtet.

Das Goldene Haus wurde in bloss vier Jahren nach dem verheerenden Stadtbrand 64 n. Chr. gebaut. Um einen künstlichen See erstreckte sich ein Häusermeer. Dazu kamen Villen mit Feldern, Weinbergen und Weiden, Wälder voller wilder und zahmer Tiere aller Arten. Einige Teile des Hauses waren vollständig vergoldet und mit Gemmen und Muscheln geschmückt. In den Speisesälen gab es bewegliche Decken aus Elfenbein, durch die Blumen herabgewor-

fen und Parfüm versprengt werden konnte. Als Krönung ragte im Zentrum ein Koloss vierzig Meter in den Himmel, eine Statue, die Nero selbst als Sonnengott darstellte.

Das Goldene Haus war ein unerhörtes Statement der Macht. Und für viele ein Eingeständnis der Schuld. Denn wie hätte Nero sein gigantisches Bauwerk realisieren können, wenn er nicht die ganze Stadt in Schutt und Asche gelegt hätte? Das alte Rom musste weichen, um ein neues zu schaffen. Nero, der Brandstifter – in dieser Rolle ist der Kaiser in die Geschichte ein-

Seit Beginn seiner Regierungszeit hatte Nero stets nach der Devise gehandelt: Diplomatie statt Krieg.

gegangen. Doch es fehlt der Beweis. Nero selbst war in seiner Geburtsstadt Antium (heute Anzio), als das Feuer in einer Ladenzeile des Circus maximus ausbrach und sich in Windeseile durch die engen Häuserzeilen frass. Seine Abwesenheit beweise seine Unschuld nicht, schliesslich hätte er den Brand auch befehlen können.

Hat er oder hat er nicht? Drei Historiker haben unser Nero-Bild nachhaltig geprägt. Am zuverlässigsten ist Tacitus (56–120). Stilistisch beeindruckend, baute er jedoch oft Gerüchte und Hofklatsch in seine «Annalen» ein. Geschick legt er dem Leser damit eine bestimmte Interpretation der geschilderten Vorgänge nahe, ohne selbst Farbe zu bekennen. Bezüglich des Feuers bleibt er bewusst im Vagen. Gleich im ersten Satz über die Feuersbrunst schreibt er von einem «Unglück, bei dem es ungewiss ist, ob es auf Zufall oder auf die Heimtücke des Princeps zurückzuführen war».

Sueton (70–130) dagegen bemüht sich gar nicht erst um Neutralität. Er war eine Art antiker Klatschreporter, viele seiner Anekdoten basieren auf wilden Gerüchten. Er war der Erste, der behauptete, Nero habe die Stadt angezündet – siebzig Jahre nach der Feuersbrunst.

Cassius Dio (164–229) schliesslich ist der Abenteurerlichste von allen. Obwohl ein Jahrhundert nach Neros Tod geboren, schildert er dessen «Schandtaten» derart blumig, als sei er als *embedded* Hofreporter dabei gewesen. Die legendärste aller Nero-Szenen, die sich tief ins kollektive Gedächtnis der Menschheit eingegraben hat, stammt von ihm: die Szene vom «fiedelnden» Nero, der Roms Untergang besingt. «Nero stieg zum Dach seines Palastes



Ist es möglich, dass dieses Scheusal auch Gutes tat?



«Nero an der Lagune» von Jan Styka (um 1900).

Neros Goldenes Haus

1 Circus maximus

64 n. Chr. brach im grössten Stadion das Feuer aus. Es wütete neun Tage und zerstörte 4 von 14 Stadtgebieten.

2 Palatin

Auf diesem zentralen Hügel befanden sich von 30 v. Chr. bis zur Zeit Konstantins im 4. Jahrhundert Kaiserpaläste.

3 Künstlicher See

Nero liess diesen schiffbaren See einrichten. Kurz nach Neros Tod errichtete Kaiser Vespasian an dieser Stelle das Kolosseum.

4 Koloss

Eine monumentale Bronzestatue von Nero von 40 Meter Höhe stand am Eingang des Palastes.

5 Unterhaltungsräume

Die kaiserlichen Gemächer erstreckten sich über 150 reichdekorierte Räume. Spektakulär war der Oktagonraum mit Deckenöffnung und künstlichem Fluss.

6 Öffentliche Zone

Das römische Volk konnte die Palastanlagen besuchen, wo sich wilde und heimische Tiere aller Art frei bewegten.

Kolosseum: Benannt nach dem neronischen Koloss, wurde die Arena zum Symbol des Imperiums und zum Wahrzeichen Roms.

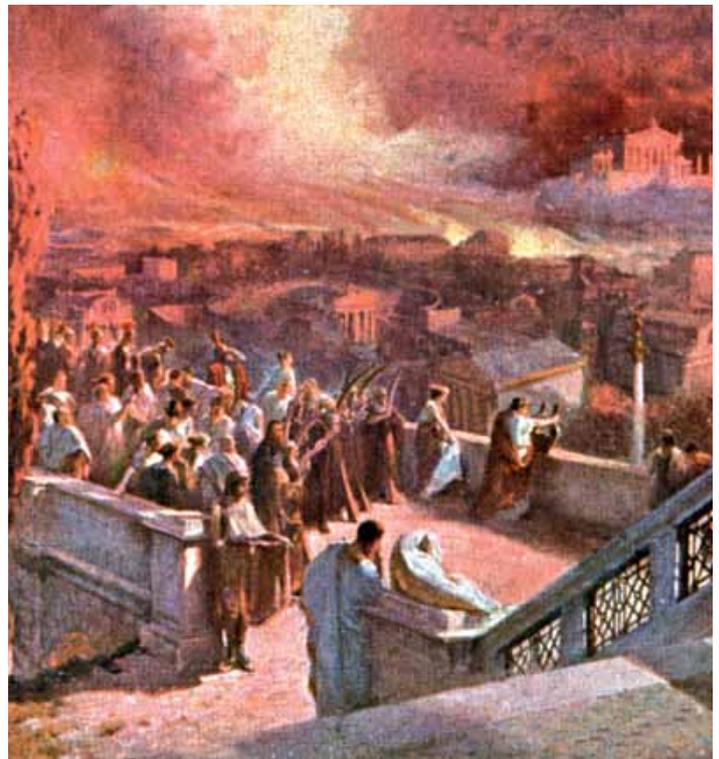


QUELLE: NATIONAL GEOGRAPHIC

Unerhörtes Statement der Macht.



«Endlich kann ich leben wie ein Mensch»: Domus-Aurea-Ruinen.



Horror türmt sich auf Horror: «Der Brand Roms» (Jan Styka, 1910).

empor, von dem man den besten Blick auf den Brand hatte, legte das Gewand eines Kitharöden an und besang den Untergang Ilioms – so sagte er selbst, den Betrachtern freilich schien es den Untergang Roms zu sein.»

Ob Tacitus, Sueton oder Cassius Dio, eines haben alle gemein: Ihre Aufzeichnungen trafen vor Blut von Neros Opfern, und ihre Position ist eindeutig. Horror türmt sich auf Horror. Doch sie alle lebten nicht zur Zeit Neros, sie erzählen vom Hörensagen, oder ihre Erzählungen basieren auf Quellen, die verschollen sind und die wir nicht mehr prüfen können.

Lassen wir also die Steine sprechen, wenn Menschen nicht zu trauen ist. Neros Bauten sind die einzigen Zeugen, durch welche wir noch heute in Kontakt mit dem Kaiser treten können. 1400 Jahre lang haben sie geschwiegen, waren zugeschüttet von seinen argwöhnischen Nachfahren Titus und Trajan, die jegliche Spuren Neros tilgen wollten und ihre Prachtbauten auf seinem Goldenen Haus errichteten, bis sie durch Zufall wiederentdeckt wurden.

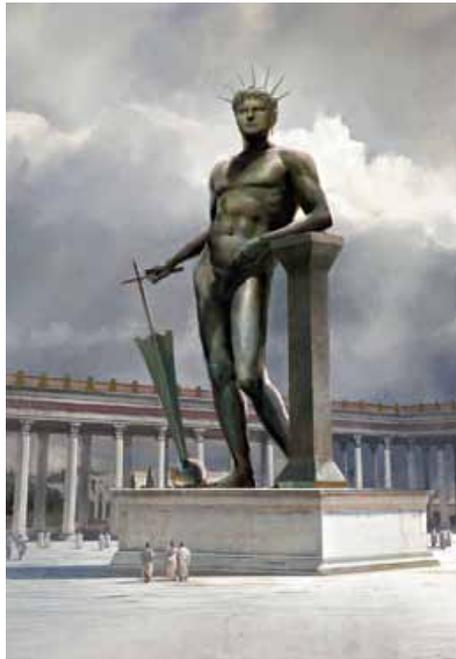
Um 1480 fällt ein Hirte, der seine Schafe in den Ruinen der Trajansthermen weiden lässt, durch ein Loch in dunkle Tiefe. Als er emporblickt, entdeckt er Decken voller Fresken. Wie ein Lauffeuer macht die Kunde über einen spektakulären Fund die Runde. Europa befindet sich gerade mitten in der grössten kulturellen Erneuerung der letzten 2000 Jahre, der Renaissance. Ihre grössten Künstler – Raffael, Pinturicchio, Giovanni da Udine – eilen herbei und lassen sich in die Höhle abseilen, ausgerüstet mit Kerzen und Notizpapier.

Ohne Krieg kein Reichtum

Was sie entdeckten, verschlägt ihnen die Sprache. Mythologische Zeichnungen, Stillleben mit Schinken, Brot und Fisch, Landschaftsdarstellungen, dekoratives Miniaturdesign von ungesehener Präzision und architektonische Illusionen, alles intakt. Die neronischen «Grotten» werden zum Studienraum der Avantgarde, welche daraus die Grotteskenmalerei ableitet. Der Impuls auf die westliche Kunst ist monumental. Was die Renaissancekünstler sehen, nutzen sie für eigene Arbeiten – etwa für die Bogengänge des Vatikans, die unter Raffaels Aufsicht entstehen. So hält – eine Grotteske eigener Art – die Kunst des «Christenmörders» Nero Einzug in den Gemächern des Papstes.

Waren die Malereien ein Spektakel, ist die Architektur eine Sensation. Der Speisesaal war kreisrund und bewegte sich bei Tag und bei Nacht ständig, wie die Erde. Die Bäder wurden mit Meer- und Schwefelwasser gespeist. Sueton: «Als der letzte Stein seines Palastes gesetzt war, sagte Nero: «Endlich kann ich leben wie ein Mensch.»»

Die Vorstellung, Nero habe sich trunkenem Grössenwahn hingegeben, ist verfehlt. Hier residierte ein Imperator, der ein Reich regierte von Spanien bis Syrien, von Norddeutschland



Sonnengott: Visualisierung von Neros Statue.

bis Nordafrika. Der ein Expeditionskorps entsandte, um die Quellen des Nils zu finden, der Nothilfe in Erdbebengebiete schickte. Der Griechenland bereiste und sich von dessen Kulturschätzen inspirieren liess. Nur eines widerstrebt ihm: Krieg.

Seit Beginn seiner Regierungszeit hatte Nero stets nach der Devise gehandelt: Diplomatie statt Krieg und Krieg nur, wenn es für das Prestige des Reiches und die Sicherung seiner Grenzen unumgänglich ist. Er übernahm nie selbst das Kommando über das Heer. In der Aussenpolitik verfolgte er eine defensive Strategie, beruhend auf diplomatischer Einflussnahme und Abschreckung. Zum Abschluss der Krönungs-

Nero war eine Provokation, eine Granate, die in eine aufgekratzte soziale Ordnung flog.

feierlichkeiten schloss Nero die Doppeltüren des Janustempels als Zeichen dafür, dass an allen Grenzen des Reiches Frieden herrschte. In der ganzen Geschichte Roms gelang es nur drei Kaisern, diese Türen eine Zeitlang geschlossen zu halten. Ein friedliebender Kaiser kam beim Adel allerdings schlecht an. Nur im Krieg gab es Ruhm, Ehre und Reichtum zu verdienen.

Nero wurde 54 n. Chr. er war gerade mal sieben Jahre alt, zum Kaiser gekrönt. Seine ersten Jahre waren golden. Er stoppte die Geheimtribunale seines Vorgängers Claudius, gewährte Straferlass, und als er einmal gebeten wurde, ein Todesurteil zu unterzeichnen, lamentierte er: «Wie ich mir wünsche, nie schreiben gelernt zu haben!» Er organisierte Arbeitessen mit Poeten – vielleicht, wie spekuliert wurde, damit er ihre Verse klauen konnte – und gab sich

unermüdlich dem Lyraspiel und seinen Gesangsübungen hin, wobei er sich Steinplatten auf die Brust binden liess und liegend sein Stimmorgan zu artistischer Blüte trainierte.

Nicht dass er keine Testosteronschübe gehabt hätte, doch er lebte sie als Rennfahrer aus, als Wagenlenker im Hippodrom, wo er sich vom Volk bejubeln liess. «Über allem war er besessen von seiner Popularität», schreibt Sueton. Princeton-Professor Edward Champlin sieht Neros Persönlichkeit nuancierter. In seinem revisionistischen Buch «Nero» beschreibt er ihn als «unermüdlichen Künstler und Schauspieler, der daneben auch Imperator von Rom war», und «PR-Mann, der seiner Zeit voraus war mit einem gerissenen Verständnis für das, was das Volk wollte, oft bevor dieses es selbst wusste».

«Eine total neue soziale Situation»

Nero führte zum Beispiel die Neronia ein, eine Art olympischen Wettbewerb in den Disziplinen Poesie, Musik und Sport. Doch was den Massen gefiel, passte den Eliten nicht immer. Als Nero darauf beharrte, dass sich Senatoren mit dem Plebs in öffentlichen Spielen messen sollten, nahm das Lager seiner Feinde rasch zu.

«Es war etwas Neues, wie für junge Menschen heute auf den sozialen Medien, wo plötzlich alles Persönliche öffentlich wird», sagt Archäologe Heinz-Jürgen Beste vom Deutschen Archäologischen Institut in Rom. «Nero war ein Künstler wie Warhol oder Lichtenstein, welche diesen Wandel verkörperten.» Nero war Avantgarde, seiner Zeit voraus. Er schuf etwas, was niemand zuvor gesehen hatte, einen lichtdurchfluteten öffentlichen Palast nicht bloss zur Körperpflege, sondern auch zur Schulung des Geistes, wo sich die Musen an Statuen und Gemälden, Büchern und Parkanlagen laben, wo man der Poesie lauschen konnte. Beste: «Es war eine total neue soziale Situation.» Kein Wunder, dass Nero das Volk faszinierte.

Doch wie passt dieser Freund der Künste zu den brennenden Christen. Welche seelischen Abgründe öffnen sich in einem Homme de Lettres, der Christen in Tierhäute einnäht und wilden Hunden zum Frass vorwirft. Offenbar hielten sich Gerüchte hartnäckig, Nero selbst habe das grosse Feuer entfacht. Die Feuersbrunst war die schlimmste, die Rom je erlebt hatte. Es brauchte Schuldige, und die Christen, «die durch ihr schändliches Gebaren verhasst waren», waren ein billiges Opfer, wie Tacitus voller Verachtung für die «Sekte» schreibt.

«Nero kalkulierte permanent die Auswirkungen seiner Taten auf das Volk», sagt Princeton-Professor Champlin. «Wie monströs, bizarr oder sogar irrational sein Verhalten auch erscheinen mag, es gab einen Grund dafür.» Und der war Machterhalt. Das galt für die Ermordung seiner Mutter Agrippina, die ihn durch Morde auf den Thron gehoben hatte und ihm durch ihre Eifersucht und Machtgier zur Bedrohung wurde. >>>



Christenmord als Grundstein für den historischen Märtyrerkult: «Die Fackeln des Nero» von Henryk Siemiradzki (1876).

Nero war ein blutiger Herrscher. Aber nicht blutiger als die prominentesten seiner Vorgänger und Nachfolger. Augustus dezimierte mit schwarzen Listen die herrschende Klasse. Claudius sah in Christen wie Juden eine Bedrohung des Staates: «Wenn sie meinen Anordnungen nicht folgen, werde ich sie mit allen Mitteln verfolgen als Leute, die eine Seuche einschleppen, die sich über die ganze Welt verbreitet», sagte er.

Durch Rom flossen Ströme von Blut, Machterhalt legitimierte jede Grausamkeit. Neros Christenmassaker blieb ein Einzelfall und auf Rom begrenzt. Doch nach Neros Tod sedierten die römischen Kaiser das Volk noch lange mit blutigem Spektakel. An der Stelle, wo der künstliche See der Domus Aurea lag, baute Neros Nachfolger Vespasian das Kolosseum, in dem Sklaven, Gefangene, Verbrecher zum Gaudi der Zuschauer niedergemetzelt wurden. Mord war und blieb ein probates Mittel der Macht. Selbst der grosse Imperator Konstantin, der aus cleverem Kalkül zum Christentum konvertierte, liess seinen ersten Sohn, seine zweite Frau und seinen Schwiegervater ermorden.

Warum also war der eine ein Heiliger, während Nero zum Teufel mutierte? Weil er sich mit den Falschen anlegte. Nero war eine Provokation, eine Granate, die in eine bereits aufgekratzte soziale Ordnung flog. Trotz Blutverwandtschaft mit Augustus, mütterlicher- wie väterlicherseits, schien er alles andere als

römisch: Der Blonde, Blauäugige, mit einem Gesicht voller Sommersprossen und einem Appetit für Kunst statt Krieg war der herrschenden Klasse der Aristokraten suspekt.

Nicht die «Lasterhaftigkeit» war es, die sie störte, sondern seine «Kulturrevolution», die sie um ihre Pfründen brachte und in ihrem Selbstverständnis attackierte. Seine Grossprojekte, das Gymnasium Neronis, ein Amphitheater, ein Fleischmarkt und – Gipfel aller

Nicht die «Lasterhaftigkeit» war es, die sie störte, sondern seine «Kulturrevolution».

Kühnheit – ein Plan für einen Schiffskanal zwischen Neapel und Rom, um die unwägbareren Strömungen vor der Küste zu umgehen, kosteten Geld, welches römische Imperatoren typischerweise eintrieben, indem sie ferne Länder plünderten. Neros kriegslose Herrschaft entbehrte dieser Geldquelle. Statt zu erobern und zu kriegen, erklärte Nero sogar Griechenland für unabhängig, ein Novum für das Römische Reich. Dafür melkte der Kaiser die Reichen mittels Vermögenssteuer. Der Senat stellte sich quer, doch Nero tat, was er konnte, um die Senatoren zu umgehen. Er fabrizierte falsche Anschuldigungen gegen Reiche, um hohe Bussen einzutreiben. Seine Zeit war abgelaufen.

Im März 68 traf die Nachricht ein, dass der Statthalter von Gallien, Iulius Vindex, sich erhoben hatte. Die Revolte war zwar von den Provinzen ausgegangen, das geistige Zentrum aber war der Senat. Die Aristokratie wollte sich den unbequemen Kaiser endlich vom Hals schaffen. Schliesslich liessen ihn auch die Prätorianerpräfekten im Stich. Nero wurden Gerüchte zugebracht, dass mittlerweile das gesamte Heer gegen ihn sei. Auf der Flucht habe er sich feige sein Leben genommen, wurde der Nachwelt überliefert.

Der letzte Hauch Würde

Die Toten schreiben ihre Geschichte nicht selbst. Wer in Ungnade fällt, verliert nicht nur Krone und Leben. Neue Herrscher stellen sicher, dass auch Ruf und Name des Gefallenen auf ewig ruiniert bleibt. So hat Shakespeare, Propagandist der Tudors, es mit Richard III. getan, dem letzten König der Familie York, den er als buckligen Schurken karikiert. So haben es Neros Biografen getan, die wie Tacitus der Klasse von Senatoren und Grossgrundbesitzern angehörten, die Nero verachteten. Nicht einmal im Tod sollte er ein Quäntchen Ehre behalten.

Sueton ist es, der Nero den letzten Hauch von Würde raubt. Er schildert hautnah und fantastisch real, wie ein jämmerlicher Hanswurst von Nero nicht einmal den Mut zum Freitod aufbringt und wie er, als ihm dann endlich dazu

verholfen wird, die legendären Worte spricht: «Welch ein Künstler geht mit mir zugrunde!» Klingt perfekt aus dem Munde eines Feiglings. «Doch das war nicht, was er sagte», widerspricht Edward Champlin, «sondern effektiv das Gegenteil.» Nero habe am Wegesrand eine Grube ausgehoben, in welche man ihn legen sollte. In Bezug auf seine primitive Grabstätte habe er gesagt: «Was für ein Handwerker bin ich in meinem Sterben!»

«Wie bei Elvis waren viele Menschen überzeugt, dass Nero gar nie gestorben ist.»

Sueton gelingt mit seinem finalen Akt ein dramaturgisches Meisterstück. Es ist ein Stück für die Ewigkeit. Und es wird von der christlichen Geschichtsschreibung meisterlich weiterkultiviert. So zynisch es klingen mag. Für die Christen war Nero ein Glücksfall. Sein Christenmord legte den Grundstein für einen historischen Märtyrerkult. Im ersten Clemensbrief wird gar behauptet, dass auch die Kirchenväter Petrus und Paulus im Verlauf von Neros «Zirkusspiel» hingerichtet worden seien. Paulus als römischer Bürger durch das Schwert, Petrus als Ausländer durch Kreuzigung. Für beide Angaben fehlen jedoch ausserchristliche Quellen.

Einerlei! Von nun an ist Nero der personifizierte Antichrist, ein Selbstläufer über die Jahrtausende, bis Peter Ustinov dem «Scheusal» im Kulissenschmöker «Quo Vadis» die Krone aufsetzt, als hysterischer Feigling und psychotischer Pyromane. Der Mann, der nie einen Krieg geführt hatte, der Kunst und Rennen frönte, war nun einfach ein Biest. So verpasste das christliche Abendland dem Imperator die schlimmste aller Strafen. Nicht *damnatio memoriae*, Verdammung des Andenkens, sondern Dämonisierung in alle Ewigkeit.

Gescheiterter Rebelle

Unter den Historikern ist seit einiger Zeit eine Gegenbewegung im Gang. Studien der vergangenen Jahre korrigieren das gängige Nero-Bild. Sein amerikanischer Biograf Edward Champlin billigt ihm Talent, Gestaltungswillen und unbändige Energie zu. Der Religionssoziologe Horst Herrmann sieht Nero als gescheiterten Rebellen, der seiner Zeit voraus war, aber sich «zu weit vorgewagt und der römertümelnden Mentalität zu viel Änderung zugemutet» hat. Historiker Richard Holland sieht in Nero gar den «ersten Popstar der Geschichte».

Und damit liegt er wohl nicht daneben. Bereits unmittelbar nach Neros Tod trauerten Römer massenweise um ihn und hörten nicht auf, Blumen auf sein Grab zu legen. Ein Kult

keimte auf um den verdammten Kaiser. Seine Statuen tauchten wieder auf. Mehr noch: Wie bei Elvis waren viele Menschen überzeugt, dass Nero gar nie gestorben ist. Noch Jahrzehnte nach seinem Tod tauchen «falsche Neros» auf.

Alles Schlechttreden und Totschweigen nützt nichts. Als Neros Gegner den letzten Stein seines Goldenen Hauses zugeschüttet und mit eigenen Palästen überbaut hatten, dachten sie, seine Spur sei auf ewig getilgt. Doch just dadurch haben sie sein Erbe im Erdreich für die Nachwelt konserviert. Nun öffnet sich die Gruft einen Spaltbreit. Wie weiland Raffael und seine Renaissance-Virtuosen kann man heute einen staunenden Blick in Neros versunkene Welt werfen.*

Neros wichtigstes Denkmal indes steht für die Öffentlichkeit zugänglich mitten in Rom: das Kolosseum. Erbaut von Neros Nachfolger Vespasian, verdankt es seinen Namen dem neronischen Koloss. Seit 2000 Jahren strahlt dieser Name auf der ganzen Welt. Als stummer Triumph Neros und Sinnbild für die ewige Stadt.

* Offiziell öffnet das Domus Aurea die Tore erst 2018. Bis Ende Dezember 2014 können jedoch einige Räume in Sonderführungen begangen werden. Die Führungen finden ausschliesslich am Wochenende statt. Voranmeldung: <http://www.coopculture.it>

DIE MAGIE VON BANG & OLUFSEN - ZUM GREIFEN NAH

BANG & OLUFSEN

BeoLab 18
Fr. 6'490.-*



5 JAHRE GARANTIE

KAUFEN SIE JETZT UND ERHALTEN SIE 5 JAHRE
GARANTIE AUF AUSGEWÄHLTE PRODUKTE*

bang-olufsen.com

*Es gelten die allgemeinen Geschäftsbedingungen. Die Bang & Olufsen Standardgarantie umfasst 3 Jahre. Das auf 5 Jahre verlängerte Garantieangebot gilt in der Schweiz bis zum 31. Dezember 2014 beim Kauf eines neuen Lautsprecherpaares BeoLab 18. BeoLab 18: Fr. 6'490.-, unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt. und vRG. Preis für ein Paar Lautsprecher inkl. Frontabdeckung aus Holz und Standfuss. Das Angebot gilt in allen teilnehmenden Bang & Olufsen Fachgeschäften.



«Stark genug, um die Russen aufzuhalten»: Ministerpräsident der Ukraine, Arseni Jazenjuk.

Häschen greift durch

Der eine war Boxweltmeister, der andere ist ein schwächlicher Mann ohne Ausstrahlung. Doch nicht Angela Merkels Favorit Witaly Klitschko machte das Rennen in der Ukraine, sondern der ehemalige Außenminister Arseni Jazenjuk. Die USA haben ihn zum Ministerpräsidenten gemacht. *Von Wolfgang Koydl*

Der Redner wusste genau, was sein Land brauchte: «Nach einer Revolution, einem Krieg und zwei Wahlen in nur sechs Monaten wären wir glücklich über einen Superman in der Regierung», teilte er dem hochkarätig besetzten Publikum im angesehenen Council on Foreign Relations in Washington mit. Glücklicherweise wusste der Mann auch, wer diese Rolle ausfül-

len könnte: er selbst, Arseni Jazenjuk, vierzig Jahre alt und seit dem Kiewer Februar-Putsch Regierungschef der Ukraine. «Aber nach den Parlamentswahlen wird dieser Superman wohl auftauchen», verkündete er. Er sollte recht behalten: Soeben hat Jazenjuk eine Kabinettsliste für die künftige Regierung vorgelegt – unter seiner Führung, versteht sich.

Wie Superman sieht der schwächliche Mann mit der hohen Stirn und der dunklen Brille nicht aus. Er erinnert noch nicht einmal an Clark Kent, bevor er in die blaue Strumpfhose steigt. Aber Jazenjuk muss ja nicht wirklich selbst ein Superman sein. Es genügt, dass er eine Supermacht hinter sich weiss: denn der Premierminister ist der Mann der USA.



stand: «Ja, er soll draussen bleiben und erst mal seine politischen Hausaufgaben machen.»

Seitdem zieht Jazenjuk die Fäden in der ukrainischen Hauptstadt. An ihm kommt nicht einmal Staatspräsident Petro Poroschenko vorbei, denn wenn er sich gegen den Regierungschef stellen würde, brächte er die Schutzmacht USA gegen sich auf. Deshalb wurde Jazenjuk im Sommer flugs wieder im Amt installiert, nachdem er aus Protest gegen einen Gesetzesentwurf zurückgetreten war, der amerikanischen und anderen ausländischen Öl- und Gasfirmen die Arbeit in der Ukraine erschwert hätte. Das Gesetz, versteht sich, wurde nicht angenommen. Mit «Yats» als Regierungschef können sich die Amerikaner darauf verlassen, dass ihre Wirtschaftsinteressen in guten Händen liegen: Die neue Regierung will den Ölfirmen Shell und Chevron weitere Steuerprivilegien einräumen. Sie brennen darauf, endlich mit der Förderung umfangreicher Öl- und Gasvorkommen beginnen zu können. Leider liegen sie im russisch besiedelten Osten des Landes und im Schwarzen Meer, vor der Küste der Krim.

«Ich erwarte nichts Gutes von irgendeiner Art von Autonomie.»

Sanfter Druck Washingtons sorgte nun auch dafür, dass Jazenjuk abermals die Regierung bilden wird – obwohl seine Partei, die Volksfront, bei den Wahlen vom 26. Oktober nicht die stärkste Fraktion im Parlament wurde. Der Poroschenko-Block entsendet fünfzig Abgeordnete mehr als die Volksfront in die «Werchowna Rada». Ausserdem ist bekannt, dass der Präsident lieber seinen Vertrauten Wolodymyr Groysman als Ministerpräsidenten gesehen hätte. Als Vizepremier arbeitete Groysman Pläne für eine Dezentralisierung des Landes aus, die den überwiegend russischen Regionen mehr Selbstverwaltung geben würde – eine alte Kernforderung der Separatisten und ihrer Helfer im Kreml.

Jazenjuk freilich hält wenig von solchen Vorstellungen: «Ich erwarte nichts Gutes von irgendeiner Art von Autonomie», erklärte er bei seinem Auftritt in Washington. «Wir hatten eine Autonome Republik Krim, und sie wurde Teil von Russland.» Gutes erwartet Jazenjuk freilich auch nicht von Gesprächen mit den Rebellen im Osten und mit Moskau. Er setzt auf Konfrontation. «Unsere Aufgabe Nummer eins ist es, eine Armee aufzubauen, die stark genug ist, um die Russen aufzuhalten», formulierte er nach den Wahlen seine Prioritäten. Nach seiner Überzeugung haben ihm die Wähler den Auftrag erteilt, die östlichen Provinzen wieder mit Waffengewalt heimzuholen.

Seitdem haben sich die Kämpfe um Luhansk und Donezk wieder verschärft, und nicht nur Moskau vermutet, dass auch dies im Interesse

der USA liegt. Auch westliche Geheimdienstkreise bestätigen die russische Behauptung, dass rund 2000 amerikanische Militärberater die ukrainischen Streitkräfte unterstützen – deutlich mehr, als US-Präsident Barack Obama zum Kampf gegen den Islamischen Staat in den Irak geschickt hat. Darüber hinaus hat die Ukraine grosszügige Waffenlieferungen erhalten. «Die Lager im Westen des Landes sind voll», verriet ein Eingeweihter. «Jetzt sollen die Sachen auch zum Einsatz kommen.»

Umfrage: Krieg gegen Deutschland?

Tatsächlich ist die Gefahr, dass der Bürgerkrieg wieder aufflammt, so gross wie seit Wochen nicht. Auch direkte bewaffnete Zusammenstösse zwischen russischen und ukrainischen Truppen werden nicht mehr ausgeschlossen – mit nach oben offenen Eskalationsrisiken. Man müsse sich fragen, meinte ein intimer Kenner der russischen Szene unlängst, ob Kremlchef Wladimir Putin in diesem Fall nur seine russischstämmigen Landsleute in der Ostukraine als Opfer von Bomben und Artillerieattacken sehen wolle. Soll heissen, dass auch der Westen des Landes und die Hauptstadt Kiew Angriffsziele werden könnten. Besorgte Stimmen im Westen warnen denn auch davor, dass die Beschworung eines neuen Kalten Krieges eine gefährliche Verharmlosung sei: Es wäre schön, wenn auch dieser Krieg kalt bliebe.

Die Sorge um den Weltfrieden war es denn auch, die Kanzlerin Merkel dazu trieb, am Rande des G-20-Treffens mehr als drei Stunden lang auf Putin einzureden. Ob es etwas genützt hat, darf bezweifelt werden, denn Deutschland selbst hat seine Rolle als unvoreingenommener Makler verspielt. Bis tief in die russische Bevölkerung reicht die Enttäuschung, dass sich die als Freunde betrachteten Deutschen amerikanischen Forderungen unterordneten. Nach

Manche würden sagen, er ist die Kreatur Amerikas.

«Yats ist unser Mann», hatte Victoria Nuland, Staatssekretärin im US-Aussenministerium, ihrem Statthalter in Kiew, Botschafter Geoffrey Pyatt, im Februar telefonisch mitgeteilt. Das von Washington nie dementierte Gespräch war abgehört und ins Internet gestellt worden. Berüchtigt wurde das Telefonat, weil Nuland darin kaum drei Worte brauchte, um auszudrücken, was sie von der EU hielt: nichts. Dasselbe galt für Witali Klitschko, den von Bundeskanzlerin Angela Merkel als Regierungschef favorisierten Ex-Boxer: «Klitsch sollte nicht in die Regierung eintreten, das ist keine gute Idee», instruierte Nuland den Botschafter. Der ver-

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Billag-Referendum**
Jetzt sind Unterschriften aus Ihrem KMU gefragt
- **Altersreform 2020**
Arbeitsmarkt für höheres Rentenalter bereit
- **Energiestrategie 2050**
Steuerliche Massnahmen müssen bleiben



www.gewerbezeitung.ch



«Unser Mann»: Jazenjuk mit US-Präsident Obama im Weissen Haus, 2014.

jüngsten Umfragen halten zwanzig Prozent der Russen einen Krieg gegen Deutschland für möglich. Vor Beginn der Krise waren es drei Prozent.

Aber auch im Westen, vor allem in den USA und in Grossbritannien, ist das alte Misstrauen gegen die Deutschen und ihre Sonderwege mit Russland wieder aufgeflammt. Seriöse amerikanische Think-Tanks spekulieren allen Ernstes über eine neue Achse Berlin–Moskau–Peking. Ulrich Speck vom Brüsseler Ableger der Carnegie-Stiftung beschwor die Gefahr eines deutschen Wegdriftens vom Westen. John Kornblum, früher US-Botschafter in Berlin, unterstellte den Deutschen gar, sich nie darüber klargeworden zu sein, ob sie zum Westen oder zum Osten gehören. «Im Moment», so das erstaunliche Résumé des Diplomaten, «sind sie fast so gefährlich wie die Russen.»

Auch Jazenjuk traut den Deutschen nicht über den Weg, was wohl auch mit seiner Herkunft und Familiengeschichte zusammenhängt. Er stammt aus der westukrainischen Stadt Tscherniwzi, die bis 1918 zum Habsburgerreich gehörte und erst 1940 von der Sowjetunion den Rumänen abgenommen wurde. Jazenjuks Familie war wohl jüdisch, wie einer der frühesten Berichte über den damaligen Nachwuchspolitiker festhielt. Eine Untersuchung des International Relations and Security Network der ETH Zürich stellte vor fünf Jahren ausserdem fest, dass Mitglieder von Jazenjuks Familie «eine prominente» Rolle in der nationalistischen, antirussischen ukrainischen Bewegung gespielt hätten. Dem aufstre-

benden Jungpolitiker selbst bescheinigten die Autoren der ETH-Studie «autoritäre Züge» und einen Hang zum «Populismus».

Von jüdischen Verbindungen, die in der häufig antisemitisch aufgeladenen ukrainischen Gesellschaft einer politischen Karriere wenig förderlich wären, spricht heute niemand mehr. Jazenjuk selbst sagt, dass er der ukrainischen katholischen Kirche angehöre. Seine wahre Religion freilich ist Amerika. Lange bevor er sich mit Superman verglich, erkor er Obama zu seinem Vorbild. Ehemalige Kommilitonen an der Fremdsprachenfakultät der Universität seiner Heimatstadt erinnern sich daran, dass er als Einziger seine Abschlussarbeit komplett in fehlerlosem Englisch abgeliefert habe. Die Website seiner Stiftung «Open Ukraine» gab es lange Zeit nur auf Englisch. Deren Geldgeber stammen ebenfalls aus der angelsächsischen Welt: die

ICH SPÜRE DEN SOG DES SOFAS.



Quint

Nato, die Denkfabriken Chatham House in Grossbritannien und National Endowment for Democracy in den USA sowie die Unternehmensbeteiligungsgesellschaft Horizon Capital.

Sie nennen ihn «Kinderüberraschung»

An das Fremdsprachenstudium hängte Jazenjuk ein Fernstudium der Wirtschaftswissenschaften an. Dies sollte sich als Glücksgriff erweisen, denn fortan galt er als Wirtschaftsexperte. Schon mit 27 wurde er Wirtschaftsminister auf der Krim, zwei Jahre später rückte er zum Vizegouverneur der Zentralbank in Kiew auf, abermals zwei Jahre später war er ukrainischer Wirtschaftsminister, mit 33 Ausssenminister. Später piff er als Parlamentspräsident auf die Überparteilichkeit dieses Amtes, indem er die Nato schriftlich um eine Aufnahme seines Landes bat. Mit 36 kandidierte er erfolglos für das Präsidentenamt.

«Jazenjuk ist die Art von Technokrat, den man braucht, wenn man mit einem Firnis von Professionalismus ein hartes Sparprogramm durchziehen will», urteilte Vladimir Signorelli vom Investmentforschungsunternehmen Bretton Woods Research im US-Bundesstaat New Jersey. «Er ist der Typ von Mensch, der mit der europäischen Elite auf Du und Du steht, ein Typ wie [der ehemalige italienische Ministerpräsident und EU-Kommissar] Mario Monti: nicht gewählt und willens, nach der Pfeife des Internationalen Währungsfonds zu tanzen.»

«Er ist der Typ von Mensch, der mit der europäischen Elite auf Du und Du steht.»

Genau dies tat Jazenjuk, als er – von den Demonstranten des Maidan Anfang des Jahres ins Amt gespült – jenes Sparprogramm des IWF umzusetzen begann, das Staatspräsident Wiktor Janukowitsch als zu grausam für die Volkswirtschaft und die Bevölkerung abgelehnt hatte. Dies war der Anfang vom Ende des Staatsherrn und der Durchbruch für Jazenjuks steile Karriere. Er hat sich inzwischen vom blutleeren Technokraten zum Vollblutideologen gemauert, der eine Mauer entlang der russischen Grenze hochziehen, den Separatisten den Boden unter den Füßen heissmachen und Moskau zu einer förmlichen Entschuldigung zwingen will.

Zu den Spitznamen, die seine Landsleute Jazenjuk gegeben haben, gehört «Saitschik», weil er wie das Häschen in einer populären Trickfilmserie aussieht, das immer wieder den tölpelhaften Wolf austrickst. Als Wolf muss man sich wohl den Herrn im Kreml vorstellen. Sein zweiter Spitzname ist noch passender: «Kinderüberraschung». So wie beim Schoko-Ei weiss man auch bei Jazenjuk nicht im Voraus, was man bekommt. ○

Das Schwedenrätsel

Schweizer können im nördlichen EU-Land oft mehr als ein Jahr lang keine Wohnung mieten, kein Konto eröffnen und kein Mobiltelefon kaufen – trotz Personenfreizügigkeit. Schuld ist indes nicht Stockholm, sondern Bern. *Von Wolfgang Koydl*

Christoph Siebenmann ist ein verhältnismässig junger Mann, vertraut mit allen Annehmlichkeiten des modernen Lebens. Doch neuerdings kommt er sich vor, als ob er in einer Welt lange vor seiner Zeit gelandet wäre. In dieser Welt gibt es keinen bargeldlosen Zahlungsverkehr, sondern nur cash, bar auf die Hand – egal, ob beim Metzger oder beim Mediziner. Besonders altväterisch geht es zu, wenn der 32-jährige Mediziner sein Gehalt ausgezahlt bekommt: per Barscheck statt per Überweisung. Auch von einem Mobiltelefonvertrag kann er bis auf weiteres nur träumen.

Für Siebenmann ist diese altmodische Existenz der Normalfall. Denn er ist Schweizer, und er lebt in Schweden. Diese Kombination birgt automatisch mehrere Nachteile, unabhängig von Tätigkeit und Person, die sie ausübt. Denn im Land von Abba und Ikea hat die vielgelobte EU-Personenfreizügigkeit für Eidgenossen Grenzen. Bedanken für die Unannehmlichkeiten dürfen sich die Schweizer allerdings nicht in Stockholm, sondern in Bern.

«Unglaublicher» Arbeitsdruck

Im vergangenen Sommer ist Siebenmann aus Zürich in die schwedische Hauptstadt gekommen. Die angesehene Königlich Technische Hochschule hatte ihm ein Forschungsstipendium für bis zu zwei Jahre gewährt, eine grosse Chance für den Postdoktoranden. Als Schweizer Staatsbürger erwartete er keine Probleme im EU-Mitgliedsstaat Schweden, denn niemand darf ihm Aufenthalt und Arbeit dort verweigern. Selbst als Siebenmann erfuhr, dass er unter Umständen bis zu sechzehn Monate auf seine Aufenthaltsgenehmigung warten müsse, machte er sich keine Sorgen. Auch ohne dieses Papier hat er schliesslich das Recht, im Land zu leben und zu arbeiten. Die Erlaubnis wird laut Paragraf 3 Absatz 1 des Folkbokföringslagen (Einwohnermeldegesetzes) jedem erteilt, «bei dem angenommen werden kann, dass er mindestens ein Jahr lang [...] regelmässig seine Nachtruhe oder eine gleichwertige längere tägliche Ruhepause in Schweden verbringen wird».

Das hatte Siebenmann fest vor, doch bald musste er feststellen, dass es nicht so einfach war. Denn am öffentlichen Leben in Schweden kann nur teilnehmen, wer eine Personennummer zugeteilt bekommen hat. Erst diese zehnziffrige Kombination macht aus einem schlichten Menschen einen funktionstüchtigen Staatsbürger. Ohne die Nummer geht wenig bis nichts: Man kann weder einen Miet- noch einen

Handyvertrag abschliessen, man kann kein Konto eröffnen und nicht den staatlichen Gesundheitsdienst nutzen.

Die Nummer freilich – und hier lauert der Fallstrick – gibt es erst nach der Aufenthaltsgenehmigung. Doch während EU-Bürger dieses Papier schon nach wenigen Tagen erhalten, dauert es im Fall von Schweizer Bürgern eben deutlich länger. Eine Beschleunigung des Antrags lehnte das «Migrationsverket» ab. «Das möchten viele», hiess es lakonisch in einer Mail an Siebenmann. Die von ihm ebenfalls um Hilfe gebetene Schweizer Botschaft konnte nur bestätigen, was er ohnehin schon wusste: Er werde sich gedulden müssen, denn auf den schwedischen Einwanderungsbehörden laste ein «unglaublicher» Arbeitsdruck.

Das freilich war nicht die Wahrheit, wie das schwedische Migrationsamt richtigstellte. Auch Schweden mag zwar unter rekordverdächtigen Zuwanderer- und Flüchtlingsströmen stöhnen, aber an den Schweizern lässt man den Frust nicht aus. Vielmehr seien Stockholm die Hände gebunden, weil Bern das seit 2002 zwischen der Schweiz und der EU geltende Freizügigkeitsabkommen nicht angepasst habe, als vor zehn Jahren die «Unionsbürgerrichtlinie» vereinfacht wurde – die allerdings einen ganzen Rattenschwanz anderer Probleme nach sich gezogen hätte. Daher würden Anträge von

Schweizern nach den alten Regeln bearbeitet, teilte das Amt mit. Die schwedischen Beamten könnten leider nur bestehende Gesetze befolgen. Es sei Sache der Schweizer Regierung, neue Verträge für ihre Bürger auszuhandeln.

Lapidare Antwort des EDA

Dazu wird es freilich bis auf weiteres nicht kommen. «Die Schweiz hält die geltenden Regeln für genügend», lässt das EDA auf Anfrage lapidar wissen. «Die Schweizer Behörden sind sich bewusst, dass die Fristen (in Schweden) teilweise lang sind und verschiedene praktische Probleme nach sich ziehen. Die Schweizer Botschaft hat diesbezüglich bereits beim zuständigen Ministerium in Schweden interveniert.»

Das hat sie in der Tat und die Auskunft erhalten, dass der Ball bei Bern liegt. So also schliesst sich der Kreis, der für Christoph Siebenmann und viele andere Schweizer in Schweden zu einem Teufelskreis geworden ist, aus dem es kein Entrinnen gibt. Siebenmann untersucht übrigens im Rahmen seines Forschungsauftrags Reaktionen des menschlichen Organismus auf extreme Umwelteinflüsse. Gedacht ist dabei an Taucher, Piloten oder Astronauten, nicht an Schweizer Staatsbürger in Schweden. Aber vielleicht erhält er ja seine Aufenthaltsgenehmigung noch, bevor sein Aufenthalt abläuft. Quasi als Abschiedsgeschenk. ○



Aufenthaltsgenehmigung als Abschiedsgeschenk.



So schlimm ist die Welt gar nicht.

Immer friedlicher

Kämpfe in der Ukraine, Bomben in Gaza, Gräueltaten in Syrien – die Welt scheint gewalttätiger zu werden. Der Eindruck täuscht. Seit den neunziger Jahren ist die Zahl bewaffneter Konflikte deutlich zurückgegangen. Es sterben viel weniger Menschen in Kriegen als in früheren Jahrzehnten. *Von Alex Reichmuth*

Das vergangene Jahr sei schrecklich gewesen, sagte Ban Ki Moon. «Es scheint, als falle die Welt auseinander.» So fasste der Uno-Generalsekretär im letzten September das Entsetzen vieler Menschen in Worte. Das gleiche Bild des Geschehens vermittelte António Guterres: «Wir sind in einer Ära wachsender Konflikte», verkündete der Uno-Flüchtlingskommissar.

Verfolgt man die Nachrichten, scheinen Ban und Guterres recht zu haben: In Syrien und Irak tobt ein grausamer Krieg mit Hunderttausenden Toten. Der Bombenbeschuss von Gaza durch Israel liess einen jahrzehntealten Nahostkonflikt wieder aufleben. Und mit den Auseinandersetzungen in der Ostukraine ist der Krieg nach Europa zurückgekehrt. Dazu wird in Somalia gekämpft, in Afghanistan, im Sudan, im Kongo und so weiter.

All diese Kriege sind zweifellos schrecklich, und das Jahr 2014 ist besonders konfliktreich.

Dennoch liegen die Mahner vor einer immer gewalttätigeren Welt falsch. Denn blickt man weiter zurück, zeigen die Statistiken eine erfreuliche Entwicklung: Es gibt tendenziell immer weniger Kriege, und diese fordern immer weniger Opfer. Die Welt wird friedlicher.

Ende des Kalten Kriegs als Trendwende

Man muss nur ein Jahr zurückgehen, um den Trend zu spüren: Laut der Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung (AKUF) der Universität Hamburg tobten damals weltweit dreissig bewaffnete Konflikte. Drei hatten 2013 begonnen: die in Tunesien, in Mosambik und auf der Sinai-Halbinsel. Trotzdem waren es vier Konflikte weniger als 2012, denn sieben waren beendet worden – etwa diejenigen in Burundi, in Senegal und in Tadschikistan.

Die Zählung der AKUF für 2014 steht noch aus. Doch auch wenn die Zahl der Kriege wie-

der gestiegen ist: Es sind immer noch deutlich weniger als in den 1980ern und 1990ern, als die Welt jeweils mit weit über vierzig bewaffneten Konflikten konfrontiert war. Am meisten waren es Anfang der 1990er, als über fünfzig laufende Kriege gezählt wurden (*Grafik 1*). Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatte es einen Trend zu mehr Waffengängen gegeben. Militärforscher sehen einerseits den Ost-West-Konflikt als Ursache für die damalige Zunahme. Während sich die USA und die Sowjetunion nur kalt bekriegten, liefen an vielen Orten heisse Stellvertreterkriege, meist beidseitig gefördert von Moskau und Washington – etwa in Vietnam, Angola oder Afghanistan (nach der Invasion der Sowjetunion 1979). Andererseits führte die Loslösung von Kolonien in Asien, Afrika und Südamerika von ihren Besatzungsmächten zu kriegerischen Auseinandersetzungen. In den 1990er Jahren kamen

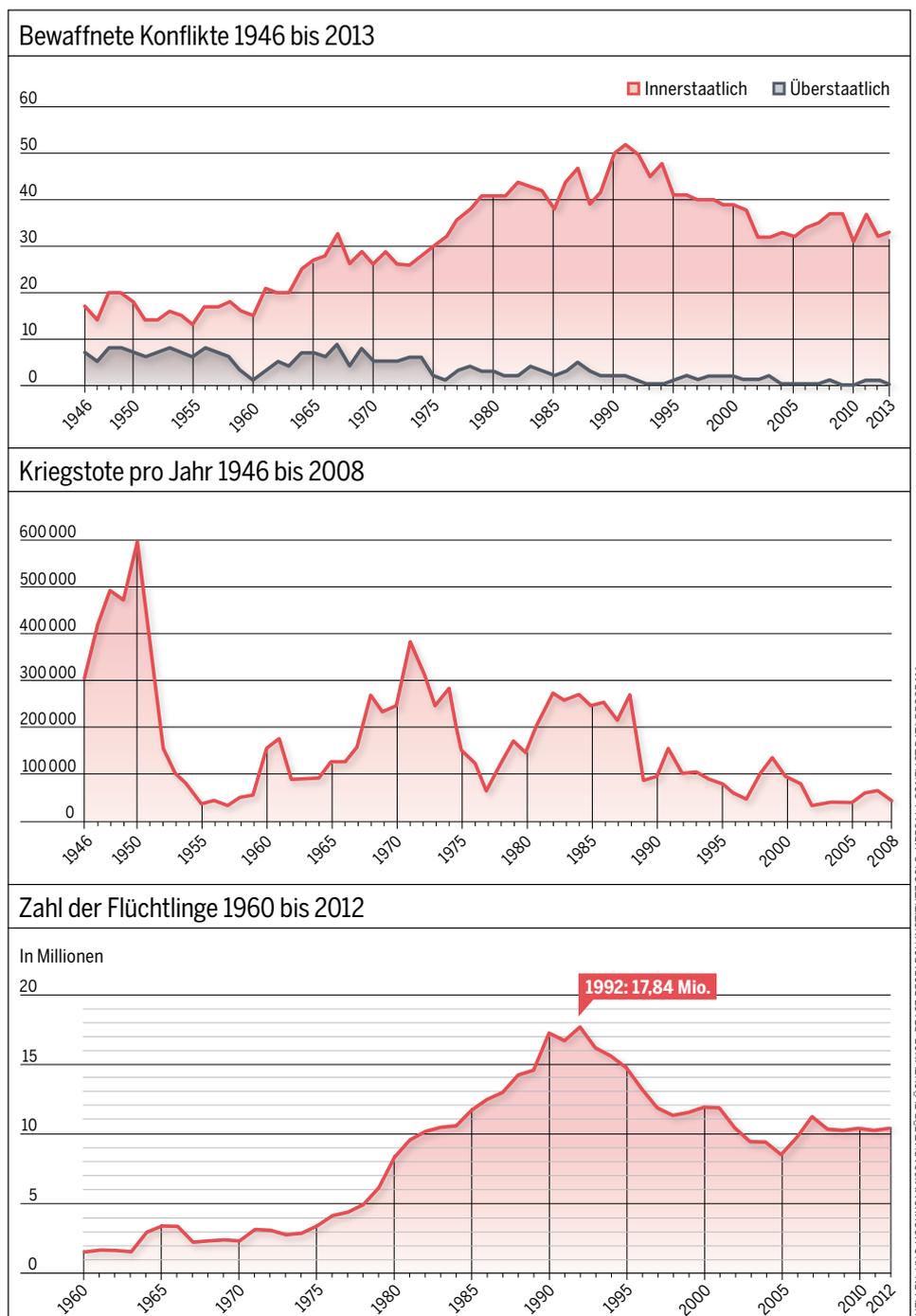
Kriege in Europa wegen des Zerfalls des Ostblocks hinzu, vor allem in Jugoslawien. Doch mittlerweile ist die Staatenbildung weitgehend abgeschlossen. In den Jahrzehnten nach dem Ende des Kalten Kriegs ist die Welt nicht gefährlicher geworden, wie da und dort weisgemacht wird. Die Zahl der bewaffneten Konflikte ist vielmehr rückläufig. Der amerikanisch-kanadische Psychologe Steven Pinker, der 2011 ein vielbeachtetes Buch über den Rückgang der Gewalt geschrieben hat, sieht den Untergang des Kommunismus gar als Ursache eines «neuen Friedens». Denn dessen Verschwinden habe dafür gesorgt, so Pinker im *Schweizer Monat*, «dass weitere Völkermord-Ideologien diskreditiert wurden, die für ihre Utopie-Omelette ein menschliches Ei nach dem anderen in die Pfanne klatschten».

Die Zunahme der bewaffneten Konflikte bis zum Ende des Kalten Kriegs betraf allerdings nur Bürgerkriege. Denn die klassischen Kriege zwischen zwei oder mehreren Ländern nahmen seit 1945 ab. Sieht man von den beiden Weltkriegen ab, setzte sich damit ein alter Trend fort. «Die Zahl der zwischenstaatlichen Kriege geht seit dem frühen 18. Jahrhundert zurück», sagt Matthias Dembinski von der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung. Nach der Jahrtausendwende gab es kaum mehr überstaatliche Kriege, nur noch Bürgerkriege – wobei diese zum Teil mit internationaler Unterstützung geführt wurden, wie in Libyen. Seit zwanzig Jahren geht aber auch die Zahl der Bürgerkriege zurück.

Überraschend ist die Entwicklung der Kriegstoten. Wie die Aufzeichnungen des Peace Research Institute Oslo zeigen, nehmen diese schon seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ab, wenn auch mit grossen Schwankungen (*Grafik 2*). Mussten bis Ende der 1980er Jahre jährlich zum Teil mehrere hunderttausend Tote beklagt werden, waren es seither mit wenigen Ausnahmen nie mehr über 100 000. Auffällig ist, dass auf Perioden mit wenig Kriegstoten immer wieder solche mit viel mehr Opfern folgten. Die Kriege forderten insgesamt aber nie mehr einen so hohen Blutzoll wie in früheren Jahren. In den 1950er Jahren bedeutete ein überstaatlicher Krieg durchschnittlich fast 70 000 Tote. In den 1990er Jahren waren es im Schnitt unter 5000 Todesopfer. Der Bürgerkrieg in Syrien, der seit 2011 über 200 000 Opfer gefordert hat, ist sicher der schrecklichste Krieg seit langem und passt nicht in die langfristige Entwicklung. Eine Trendumkehr bedeutet er aber nicht.

Weniger Bandenmorde

Kriegstote sind bei weitem nicht die einzigen Opfer gewalttätiger Auseinandersetzungen. Laut Fachleuten machen sie sogar nur zehn Prozent aller Todesfälle infolge Gewalt aus. Bedeutender sind Mord und Totschlag. Berühmt ist das Wirken von Drogenbanden in



Die klassischen Kriege nahmen seit 1945 ab.

Lateinamerika. Kämpfe unter Banden forderten 2011 in Mexiko 13 000 Tote – mehr als damals die Kriege in Afghanistan oder im Sudan. Zu Gewalttoden ausserhalb von Kriegen gibt es wenig gesicherte Zahlen – aber dennoch klare Hinweise, dass die Welt auch diesbezüglich friedlicher wird. Der «Human Security Report 2013», verfasst von einer Wissenschaftsgruppe im Auftrag der Uno, hält fest, dass die Zahl der Morde des organisierten Verbrechens in Mexiko, Guatemala und El Salvador zum Teil deutlich abgenommen hat. Die Mordrate im von Drogenbanden heimgesuchten Kolumbien war 2012 gar die tiefste seit 27 Jahren. Es gebe

klare Gründe, anzunehmen, «dass die historische Abnahme der Gewalt real und bedeutend ist und dass die Zukunft weniger gewalttätig als die Vergangenheit ist», steht im Report. Dieser gibt damit Steven Pinker recht. «Die Rate der gewaltsamen Todesfälle durch direkte politische Gewalt (Krieg, Terrorismus, Völkermord, Warlord-Milizen) entspricht während der letzten zehn Jahre einem beispiellos niedrigen Prozentsatz», schreibt Pinker. Er liege bei «wenigen Hundertsteln eines Prozents der Weltbevölkerung». In prähistorischen Zeiten, so Pinker, seien etwa fünfzehn Prozent der Menschen gewaltsam ums Leben

gekommen, bis vor wenigen hundert Jahren immer noch schätzungsweise zwei Prozent.

Dass die Welt friedlicher wird, hat sicher mit dem Zivilisationsprozess zu tun. Gibt es einen funktionierenden Staat, der Unrecht ahndet, braucht es das Faustrecht nicht. Immer mehr Leute leben in Wohlstand. Wer satt und zufrieden ist, riskiert kaum mit der Waffe in der Hand sein Leben. Handelsbeziehungen wirken aggressionshemmend. Es ist ökonomisch von Vorteil, seine Geschäftspartner nicht umzubringen. Konfliktforscher betonen zudem die Wirkung der Abschreckung: Kriege können heute mit Massenvernichtungswaffen geführt werden, was für alle involvierten Seiten riesige Schäden bedeutet. Kriege zu führen, «lohnt» sich darum immer weniger. Weiter führen Wissenschaftler die institutionellen Bemühungen um Frieden an, insbesondere der Uno. Die Abnahme von Kriegshandlungen in den letzten Jahrzehnten geht einher mit einer Ausweitung von Friedensmissionen und diplomatischen Vermittlungen.

Gewalt live

Trotzdem sehen viele Menschen die Welt als immer gefährlicher und gewalttätiger. Die verzerrte Wahrnehmung liegt wohl einerseits daran, dass man heute dank Fernsehen und Internet rascher als früher über Kriegshandlungen informiert ist. Gewalthandlungen

kann man zum Teil fast live mitverfolgen. Andererseits berichten die Medien über Konflikte wie in Syrien, Gaza oder der Ukraine besonders intensiv, weil Grossmächte betroffen oder involviert sind. Kriege in abgelegenen afrikanischen Staaten schrecken die Weltpolitik meist weniger auf, egal wie blutrünstig sie sind.

Zudem haben gewisse Lobbygruppen ein Interesse daran, die Weltlage düster darzustellen.

Die Rüstungsausgaben nahmen im Vergleich zur Wirtschaftsleistung rasant ab.

len. Flüchtlingsorganisationen verweisen auf angeblich immer schlimmere Zustände. Das Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR) schrieb in seinem Jahresbericht 2013, dass derzeit 51 Millionen Menschen auf der Flucht seien – so viele wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Das scheint in starkem Widerspruch zur langjährigen Statistik des UNHCR zu stehen. Diese zeigt seit 1960 zwar eine starke Zunahme der Flüchtlinge bis Anfang der 1990er Jahre, als weltweit über 17 Millionen Flüchtlinge registriert wurden. Dann folgte aber eine deutliche Abnahme, im Gleichschritt mit dem Rückgang der Kriege. Seit etwa zehn Jahren haben sich die Flüchtlings-

zahlen bei etwa zehn Millionen eingependelt (Grafik 3). Erfasst sind dabei allerdings nur Flüchtlinge, die ihr Heimatland verlassen haben. Das UNHCR macht hingegen geltend, die Zahl der innerstaatlich Vertriebenen sei in den letzten zehn Jahren regelrecht explodiert und liege mittlerweile deutlich höher als die der «internationalen» Flüchtlinge. Dass es heute aber so starke Fluchtgründe wie seit Menschengedenken nicht mehr geben soll, ist angesichts der viel höheren Zahl an Kriegstoten in früheren Jahrzehnten fraglich.

Viel näher bei der Schweiz

Auch die Rüstungslobby stellt die Welt gern schlechter dar, als sie ist. Den Armeenanhängern in der Schweiz kam vor allem der Ukraine-Konflikt gelegen, um für die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge und ein hohes Verteidigungsbudget zu werben. Die Kriege in den 1990er Jahren im zerfallenden Jugoslawien waren allerdings viel näher bei der Schweiz und forderten ungleich mehr Tote. Gern verweisen Anhänger des Militärs aber auf die weltweit steigenden Ausgaben für Rüstung, um die Schweizer Armee grosszügig auszustatten. Im Vergleich zur Wirtschaftsleistung nahmen die Rüstungsausgaben aber rasant ab: Betrugten sie vor dreissig Jahren noch fast sieben Prozent des weltweiten Bruttosozialprodukts, waren es 2013 nur noch zwei Prozent. ○

Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf radiocentral.ch**



So empfangen Sie Radio Central: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • www.radiocentral.ch



**AUCH HOMOSEXUELLE
PAARE SOLLEN KINDER
HABEN DÜRFEN.**



Santino M.



**UND WAS SAGEN
SIE ZUM THEMA
FAMILIENPLANUNG?**

#SagesderSchweiz

Auf www.SagesderSchweiz.ch eine Aussage
machen und in einem Inserat erscheinen.

JETZT MITMACHEN





Swiss Lady: Southampton-Präsidentin Liebherr.

Überirdische Erscheinung

Wie die Baumaschinen-Milliardärin Katharina Liebherr aus Wollerau mit dem FC Southampton die englische Premier League aufmischt.

Von Peter Hartmann

Bis im vergangenen Januar gab es von ihr ausser ihrem Schweizer Passfoto eine einzige Aufnahme – einen Zufallsschuss des Reporters Robin Jones, der aber nicht speziell diese junge Frau im Sucher hatte, als er die Direktorenbox im St Mary's Stadium ablichtete. Denn niemand kannte die etwas pummelige Lady im verwaschenen Trenchcoat mit Leopardenhalstuch, und es gibt auch heute kaum Spuren von ihr, keine Biografie, keine Inter-

views, sie lebt ohne Twitter und ohne Facebook. Für die Zeitung *Guardian* ist sie «die Deutsche».

Immerhin steht fest, dass Katharina Liebherr, 35, Präsidentin und Eigentümerin des FC Southampton, existiert. Die Prominente in der weitverzweigten Familie ist ihre Cousine Christina Liebherr, Springreiterin, die 2008 an den Olympischen Spielen in Peking eine Bronzemedaille gewann.

Unter all den «egomaniacs» (*Daily Mail*), den arabischen Ölscheichs, Oligarchen und amerikanischen Heuschrecken im Rampenlicht der Premier League, der reichsten Meisterschaft der Fussballwelt, ist diese scheue «Phantom Lady» (nochmals *Daily Mail*) die eigentliche Exotin. Zum Traditionsklub am Ärmelkanal kam sie als Erbin nach dem Tod ihres Vaters Markus Liebherr vor vier Jahren. Der Milliardär aus der Baumaschinendynastie hatte den in die dritte Divi-

sion abgestiegenen FC Southampton für ein Butterbrot – 15 Millionen Pfund, 22 Millionen Franken – aus der gerichtlichen Zwangsverwaltung erlöst und vor dem Konkurs gerettet. Jetzt liegt die Mannschaft – sensationell – auf Platz zwei der Premier League, und der Marktwert der «Saints», der Heiligen, wie der Klub genannt wird, beträgt mindestens das Zwanzigfache des Einstandspreises. Ein fabelhaftes Investment in einer Branche, die notorisch verschwenderisch Geld vernichtet.

Der Marktwert der «Saints» beträgt das Zwanzigfache des Einstandspreises.

Katharina Liebherr wohnt weiterhin in Wollerau am Zürichsee, kaum 25 Kilometer Luftlinie von einer andern Frau entfernt, die ebenfalls als Erbin die Präsidentinnenschuhe anzog: Margarita Louis-Dreyfus, Witwe des 2009 verstorbenen Rohstoffhändlers und Fussballnarren Robert Louis-Dreyfus. Margarita Louis-Dreyfus übernahm nicht nur den Milliardenkonzern ihres Mannes, sondern auch den französischen Skandalklub Olympique Marseille. Die «Zarin» räumte die Seilschaften und die Günstlingswirtschaft im Klub radikal auf. Als sie der Manager drängte, den Trainer Didier Deschamps zu entlassen, feuerte sie den Manager, und der Trainer feierte mit ihr auf Anhieb den Meistertitel. Gegenwärtig führt Marseille überlegen die Tabelle an vor Paris-SG, dem Klub des Emirs von Katar. Zusammen bewegen die beiden Schweizer Fussball-Chefinnen in Marseille und Southampton grössere Summen als der gesamte einheimische Fussballzirkus. Allein die TV-Einnahmen von Southampton kratzen die 150-Millionen-Franken-Marke.

Detailversessener Padrone

Auch Katharina Liebherr musste sich in dieser Macho-Welt erst zurechtfinden. Die Geschichte begann mit dem Bubentraum eines fussballverrückten Italieners namens Nicola Cortese aus Menziken, Aargau, der Banker und Verwaltungsrat von Katharinas Vater war und ihm

zum Kauf riet. Markus Liebherr selbst stammte ursprünglich aus Württemberg. Zu Beginn der neunziger Jahre verkaufte er seine Anteile am Familienimperium und gründete im freiburgischen Bulle seine eigene Firma. Er gewann Sympathien, als er die Druckmaschinenfabrik Wifag in Bern vor dem Konkurs bewahrte.

Die Rettung des FC Southampton übernahm Cortese als Statthalter Liebherrns. Er quittierte den Job als Vermögensverwalter bei der Privatbank Heritage in Genf und zog mit Frau und Kindern nach England. Er hat im Sportsponsoring der Credit Suisse ein grosses Netzwerk geknüpft und ging nach einem Fünfjahresplan vor, den er schon nach drei Jahren überholte mit dem Wiederaufstieg in die Premier League. Cortese galt als detailversessener Padrone im Rang eines Chairman. Er kannte die Namen und die Geburtstage der Kinder sämtlicher Angestellten und liess sich jovial mit «Nicola» anreden. Im neuen Trainingszentrum wurden zwölf Trainingsplätze mit identischem Rasen ausgelegt wie in den Stadien der grossen Klubs der Premier League, damit sich die Spieler auf die Verhältnisse einstellen konnten. Er erklärte die Academy, das Nachwuchsinternat nach dem Vorbild des FC Barcelona, zum Schlüsselprojekt des Klubs. Er entdeckte in Spanien den argentinischen Trainer Mauricio Pochettino, den ihm bald die halbe Premier League abzujagen versuchte. Cortese wurde als Aufsteiger unter den Klubführern gefeiert. Aber in seinem Höhenrausch vergass er, dass er letztlich nur ein Angestellter war, mit zuletzt fürstlichen 1,9 Millionen Pfund Jahresgehalt.

Weil ihm die Kosten davongaloppierten und Katharina Liebherr schon über 130 Millionen Pfund in Form von Krediten und Kapitalerhöhungen eingeschossen hatte, zog die Besitzerin vor einem Jahr die Notbremse. Der bisher allmächtige Cortese, 46, erhielt zwar einen neuen Vertrag vorgelegt, sollte aber in eine betriebswirtschaftliche Struktur eingebunden werden. Cortese glaubte die Medien auf seiner Seite und begann zu pokern. Italienische Sportblätter streuten Gerüchte, er könnte Generaldirektor bei der AC Milan Silvio Berlusconi werden. Doch der hatte andere Ideen und installierte seine Tochter Barbara, 30, als Thronfolgerin.

Im Januar kündigte Cortese. Katharina Liebherr, die sich angeblich nicht für Fussball interessierte, scheint sich mit Mannsbildern auszukennen. Sie holte einen starken Mann ins Boot, den in England unbekannt, in der Schweiz jedoch fast wie ein Guru verehrten Deutsch-Kanadier Ralph Krueger, 55, während dreizehn Jahren Eishockey-Nationalcoach. Krueger war nach dem Rauswurf bei den Edmonton Oilers in der NHL gerade stellenlos und wohnt praktischerweise wie Katharina Liebherr in Wollerau. Er gilt als Experte für Team-Building und Motivation und ist auch für das WEF in Davos tätig.

Als weiteren Vertrauten aus der Schweiz berief die Chefin den St. Galler Rechtsanwalt Hans Hofstetter, der als Verwaltungsratspräsident der Sportmarketingfirma CWL über ein weites Beziehungsnetz verfügt, in das Direktorium. Treuhänder Gareth Rodgers, 35, brachte als provisorischer CEO die Finanzen in Ordnung, indem er im vergangenen Sommer die fünf attraktivsten Spieler auf den Markt warf und von

«Der Klub ist nicht zu verkaufen. Ihr Vater lebt weiter in diesem Stadion.»

den eingenommenen hundert Millionen Pfund in Absprache mit dem neuen Trainer Ronald Koeman, dem einst besten Libero der Welt, siebzig Millionen für Neueinkäufe verwendete.

Die Tabloids riefen den Untergang der «Saints» aus (*Daily Mail*: «Der Traum ist zerstört»), aber dann erschien am 24. Juli in Velden am Wörthersee im Trainingslager wie eine überirdische Erscheinung die Swiss Lady und erwischte die Reporter auf dem falschen Fuss: Sie interessiert sich also doch für Fussball! Noch ist ungewiss, wie lange das Wunder des zweiten Platzes dauert und ob der neue Traum – die Champions League – wahr werden könnte. Die Spiele gegen die härtesten Gegner wie Chelsea, Arsenal und Manchester City stehen noch aus. Aber Katharina Liebherr wird am Ball bleiben. Ihr Sprachrohr Ralph Krueger sagt, was sie denkt: «Der Klub ist nicht zu verkaufen. Ihr Vater lebt weiter in diesem Stadion.» ○

FDP
Die Liberalen

**Petition unterschreiben –
Zukunft der Energiepolitik mitbestimmen!**

www.energiestrategie-vors-volk.ch



Big Brother sieht nichts mehr

Die Kamera in jedem Computer, jedem Smartphone ist eine Bedrohung für die Privatsphäre. Erpressung, Industriespionage und andere Arten des Missbrauchs sind möglich. Ein Schweizer Jungunternehmen hat für das Problem eine bestechend einfache Lösung. *Von David Schnapp*



«Als würde man zu Hause die Vorhänge ziehen»: Kamera-Abdeckung «Blink».

Der Fall hat weltweit Schlagzeilen gemacht: Ein neunzehnjähriger Informatikstudent im Bundesstaat Kalifornien hatte die Miss Teen USA Cassidy Wolf und weitere Frauen mit Nacktfotos erpresst. Der Mann hackte sich in die Computer der Frauen, um ihre Webcams fernzusteuern. Er nahm heimlich Nacktbilder von ihnen auf und drohte, diese im Internet zu verbreiten, falls sie ihm nicht weitere Aufnahmen von sich zuschickten.

Selbst wenn dies ein besonders publikumswirksamer Einzelfall sein sollte, Experten sehen die jederzeit verfügbaren Kameras in PCs, Smartphones und Tablet-Computern mit Internetverbindung als ernstzunehmende Gefahr für Privatsphäre oder auch Firmengeheimnisse. Selbst Fernseher sind heute online und haben eingebaute Kameras ebenso wie Spielkonsolen, und den Internetkühlschrank gibt es auch längst zu kaufen. In einschlägigen Kreisen

kursieren Tools, um fremde Kameras unter Kontrolle zu bringen, und regelmässig demonstrieren Hacker, dass es etwa möglich ist, Kameras fernzusteuern, ohne dabei das grüne Licht zu aktivieren, das dem Benutzer normalerweise zeigen würde, dass seine Webcam gerade aufnimmt.

Die Macht der Bilder

Wie gross die Gefahr tatsächlich ist, kann zwar kaum ein Fachmann präzise sagen, und vermutlich werden auch die wenigsten Fälle öffentlich, bei denen jemand Opfer eines Angriffs auf seine Webcam wurde. Aber statistisch gesehen befinden sich heute in einem vierköpfigen Haushalt bis zu vierzehn mit dem Internet verbundene Kameras, allein zwei stecken schon in jedem Smartphone. Bereits die theoretische Möglichkeit, dass diese unter fremde Kontrolle geraten könnten, ist ein Grund, etwas dagegen zu tun.

Wie mächtig diese Kameras sein könnten, zeigt eine Funktion, welche der Handyhersteller Samsung anbietet: «Smart Pause» erkennt, wenn der Benutzer die Augen von seinem Galaxy S4 abwendet, und unterbricht daraufhin automatisch das Video, das gerade auf dem Telefon abgespielt wird. Der vielzitierte Satz «Big brother is watching you» wird dabei auf fast unheimliche Art und Weise wahr. Oder: Programme wie TinEye und Google Image Search sind in der Lage, Daten so zu verknüpfen, dass sie Gesichter auf Fotos identifizieren können, selbst wenn die Bilder ohne Namen online gestellt wurden.

Auch wenn es mittlerweile schwer geworden ist, die Kontrolle und die Übersicht über die verschiedenen Technologien, welche in einem Smartphone einzeln oder vernetzt an der Arbeit sind (GPS-Ortung, Mikrofon, Kamera), zu behalten, ist man gerade Angriffen auf die Computerkamera nicht schutzlos ausgeliefert. Eine Webcam lässt sich bei Nichtgebrauch vom Kabel trennen, eingebaute Optiken können ausgeschaltet werden, oder man dichtet sie einfach mit schwarzem Klebeband ab. Informatikabteilungen mancher Schulen oder Unternehmen geben Laptops oder PCs mittlerweile nur noch mit zugeklebten Kameras ab.

Wer schon mit einem Informatiker zu tun hatte oder sich in der Businesslounge eines Flughafens aufgehalten hat, dem ist vielleicht aufgefallen, dass die Klebebandmethode gerade bei Computerfach- und Geschäftsleuten gleichermassen beliebt und verbreitet ist. Denn via Kamera können in der Spiegelung der Augen sensible Daten wie Passwörter gelesen werden, aus dieser Optik ist theoretisch kein Firmengeheimnis vor Missbrauch geschützt. Allerdings sieht schwarzes Klebeband auf dem PC nicht gerade elegant aus und hinterlässt beim Entfernen unschöne Leimspuren.

Doppelter Boden

Eine Gruppe Schweizer Investoren, darunter der ehemalige Botschafter in Peking und heutige Unternehmer Uli Sigg oder Daniel Kohler, Mitinhaber und Chef der Biometriefirma Touchless Biometrics Systems AG, hat ein Projekt auf den Weg gebracht, um das Kamera-Problem einfach und formschön zu lösen. Unter dem Label Soomz haben der Industriedesigner Dominic Sturm und der Ingenieur Patrik Scheiber einen filigranen Schieber entwickelt, der sich an Handy- oder Computerkameras anbringen lässt und je nach Wunsch die Linse

freigibt oder verdeckt. Die Lösung folge den drei Grundsätzen «Einfachheit, Selbstermächtigung und gute Form», sagt Designer Sturm. Erhältlich ist der «Blink», so der Name der Kameraabdeckung, übrigens als Set à fünf Schiebern (in Schwarz oder Chrom) zu einem Preis von zwölf Franken inklusive Versand – eine kleine Investition mit dem Potenzial, grösseren Schaden zu verhindern.

Der Lösungsansatz des 41-jährigen Designers Sturm, der auch schon preisgekrönte Baby-nuggi für Bibi oder Delizio-Kaffeemaschinen für die Migros entworfen hat, ist wohl bestehend simpel, hat aber eine Art doppelten Boden: «Es geht um weit mehr als nur um einen Kameraschieber, nämlich um die Respektierung der Privatsphäre – wenigstens in den eigenen vier Wänden – und um den bewussten Umgang mit den eigenen Daten. Ein Fall Geri Müller wäre wohl mit unserem simplen Schieber nicht passiert, weil die eine Sekunde, die es braucht, um den Schieber zu öffnen, vielleicht genau den richtigen Denkprozess in Gang gesetzt hätte. Wer seine Webcam nicht abdeckt oder seine Kinder nicht schützt, handelt fahrlässig.»

Mit dem «Blink»-Schieber indes hat man die Macht über das eigene Bild buchstäblich wieder im eigenen Zeigefinger. Für Investor Kohler ist das eine Grundsatzfrage: «Man sollte aus Prinzip verhindern, dass jemand unberechtigt Ein-

sicht nehmen kann. Das ist, als würde man zu Hause die Vorhänge ziehen.»

Google-Chef Eric Schmidt hat in diesem Zusammenhang einmal lakonisch gesagt: «Wenn es etwas gibt, von dem Sie wollen, dass es niemand erfährt, sollten Sie es vielleicht gar nicht tun.» In diesem Satz steckt fast unfreiwillig viel Wahrheit, und er wirft die unangenehme Frage auf, wer eigentlich in der schönen, grossen Big-Data-Welt wen kontrolliert.

Für Designer Sturm und Investor Kohler ist deshalb klar, dass so ein Schieber nicht nur für

«Wir wollen die Technologie nicht verteufeln, schliesslich nutzen wir sie täglich privat und im Beruf.»

Kinder oder Jugendliche Pflicht sein müsste, sondern auch für Mitarbeiter beim Staat und in der Privatwirtschaft zur Standardausrüstung gehören sollte. Denn vor der Kamera an einem mobilen Gerät oder an einem PC ist praktisch kein Firmengeheimnis, sind keine Kundendaten mehr vor Industriespionage sicher.

Gleichzeitig wollen Kohler und Sturm ihren kreativen, unternehmerischen Kampf für den Schutz der Privatsphäre keinesfalls als technologiefeindlichen Verfolgungswahn missverstanden wissen: «Wir wollen die Technologie nicht verteufeln, schliesslich nutzen wir sie täg-

lich privat und im Beruf», sagt Dominic Sturm. Der «Blink» solle ein sympathisches Gadget sein und kein Symbol für die Angst vor Big Brother. Man wolle mit dieser Lösung und zukünftigen Entwicklungen dem Nutzer immer einen Weg offenlassen, um die Technik zu nutzen.

Made in Switzerland

Der kleine Schieber, hergestellt in der Schweiz, soll nicht das einzige Produkt der Soomz-Aktiengesellschaft bleiben. Man wolle eine ganze Plattform rund um das Thema Privatsphäre schaffen, sagt Designer Sturm, und natürlich seien bereits weitere Lösungen in Entwicklung. Thema sind etwa die Grundeinstellungen elektronischer Geräte. Ob Hardware, Apps oder Tutorials, «clever, einfach und ehrlich».

Mit dem ersten Produkt jedenfalls ist der Firma ein grosser Wurf auf kleinem Raum gelungen. Die Kamera als Symbol und der «Blink», der sie verdecken kann; es ist eine analoge Lösung mit einer digitalen Idee: ein oder aus, eins oder null. Dabei seien hundert Prozent Sicherheit gar nicht das Ziel, sagen die Soomz-Macher. Mit 95 Prozent wäre schon viel getan.

Informationen auf www.soomz.io



Zeit für intelligente Anlagestrategien.



Wenn Sie mit Ihren Anlagen agil auf den Markt eingehen wollen. Nehmen Sie sich Zeit für eine umfassende Beratung: LGT Bank (Schweiz) AG, Telefon 044 250 81 81

LGT. Ihr Partner für Generationen. In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch



Wir finden die Wahrheit.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und mobile verfügbar.

DIE  **WELTWOCH**



Denken wie der Hecht

Nur wer begriffen hat, dass es ums Nichtfangen geht, kann es mit grossen Fischen aufnehmen.

Von Christian Berzins

«Warum Angeln?», fragte das deutsche Nachrichtenmagazin *Spiegel* in einem Essay vor einigen Jahren. Der hauseigene Autor Christoph Schwennicke gab Antwort, schrieb lang und breit – und prächtig – über «Die schönste Form des Scheiterns». Dieser Untertitel traf den Kern der Sache.

Zu viel geht an einem idyllischen Juni-morgen am Wasser schief, was jedem normalen Menschen den letzten Nerv rauben müsste: Der Hecht schüttelt sich, kurz bevor er an Land ist, noch einmal und spuckt den widerhakenlosen Haken aus; innerhalb einer halben Stunde reisst dreimal das teure System an einem verborgenen Ast im Wasser; kaum wird's hell, bricht ein Gewitter los. Oder aber es passiert, wie fast immer, gar nichts. Der grosse Angler trägt alles mit Fassung.

Wer angelt, muss eine Schule der Gelassenheit durchlaufen. Nur wer begriffen hat, dass es ums Nichtfangen geht, kann es mit dem grossen Fisch aufnehmen. Dann stimmt auch der Ausspruch, dass Angeln beruhige – Hechtattacke hin oder her. Jungfischern ist dieses Prinzip fern. Und gehen Achtjährige mit Papi erstmals angeln, kommt's nie gut, da er meist nichts fängt und zum Versager wird.

Fische suchen mit Echolot

Die Gier vieler Fischer, einen grossen Fisch, etwa einen Hecht, fangen zu wollen, ist furchteinflössend. Tausende von Franken werden dafür investiert. Glücklicherweise fischt niemand lange mit Gier – jedenfalls nicht in einem durchschnittlichen Schweizer Gewässer. Die Nimmersatten fliegen nach Kanada und Irland, oder sie kaufen sich ein Boot, montieren unheimliche Systeme und suchen die Fische mit dem Echolot. Oder sie hören auf zu angeln.

Wichtig: Der Hecht ist kein Feind. Ein guter Angler liebt den Hecht genauso fest wie der Tierschützer – der vermeintlich grösste Gegner der Angler neben dem Kormoran. Doch im Prinzip wollen alle drei dasselbe: möglichst viele Edelfische im Wasser. Die einen tun mehr dafür, die anderen weniger: Fischereivereine investieren ungemein viel Zeit und Geld für den Besatz von Jungfischen.

Trotz seiner Liebe zum Fisch ist der Angler im Unterschied zum Tierschützer aber fähig, den Fisch zu töten. Absurd – zugegeben. Doch wer angelt, muss heute töten. Das Gesetz verbietet es, gefangene Fische wieder freizulassen. Das neue Fischereigesetz kennt noch einige andere Hürden, die in letzter Zeit für Verwirrung sorgten. Bezeichnenderweise in-

tervenierte jüngst auch der ehemalige Zürcher Tieranwalt. Er wollte einen Angler bestrafen, der einen Hecht fünfzehn Minuten lang am Haken hatte, ihn nach der Landung aber gesetzeskonform tötete (Betäubungsschlag mit dem Fischtöter, dann der Kiemenschnitt). Der Anwalt sprach von einem «Todeskampf». Richtigerweise hätte er vom «Ermüdungskampf» sprechen müssen.

Dieser grosse Hecht ist der Traum jedes Fischers – er ist nie ganz fern. Denn im Prinzip kann jeder Sonntagsfischer mit einem Gummiwurm einen Hecht erwischen. Ein Wurf, ein Biss. Da aber immer dieselben Angler grosse Fische fangen, könnte man meinen, dass Fischen nichts mit Zufall zu tun hat. Das ist falsch, denn diese erfolgreichen Fischer fangen an genauso vielen Tagen genauso nichts wie die meisten andern, ja sie gehen wohl noch öfter ohne Fisch nach Hause als die Gelegenheitsfischer. Santiago, der Held aus Ernest Hemingways Erzählung «Der alte Mann und das Meer», fing 85 Tage nichts. Am 86. Tag hing der Riesen-Marlin am Haken.

Wer an einem Schweizer See 85-mal leer ausgeht, dann aber den Meterhecht fängt, fischt danach ein Jahr lang mit völliger Gelassenheit – und fängt meist noch einen grossen Hecht. Ist das der Gegenbeweis, dass Angeln eben doch nichts mit Zufall zu tun hat? Im Prinzip schon, denn, wie bereits erwähnt: Die grösste Kunst

des Angelns ist nicht das Fangen, sondern das Ertragen des Nichtfangens.

Bei allem Können (ja, das gibt es!) und Top-Material: Im Grunde geht es nur darum, den Fisch zum Fressen zu bewegen. Der gute Fischer versetzt sich dabei in den Hecht hinein, ja er denkt wie der Hecht. Wie bewegt er sich, wie frisst er, und vor allem: Wo steht er? Und noch etwas: Hechte sind Einzelgänger. Nur wer allein angelt, kann ihn wirklich verstehen.

Einst träumte jeder Angler davon, in seinem See zu tauchen und dort die alten Hechte auszuspionieren. Heute schaut er sich auf YouTube Filme an. Oder geht in den Zoo. Es sind nur Bausteine eines riesigen Puzzles. Denn die grossen Hechtfragen bleiben absurd, ist doch selbst der Hecht nur ein Tier, dessen Instinkte schwer berechenbar sind. Auf Instinkte zu vertrauen, kann Zufallsfänge hervorbringen. Nur jener Angler fängt regelmässig grosse Hechte, der den Hecht im Normalleben überrascht, ihm um 12.20 Uhr das Menü 3 mit vierzig Prozent Rabatt auftischt.

Berühmte Romane wurden über grosse Fische geschrieben – es sind Bücher des Scheiterns. Der Fisch aller Fische war der Wal – Moby Dick. Kapitän Ahabs Problem? Richtig, die Gier! Die Karriere des philosophischsten Fischers aller Zeiten, jene von Hemingways Marlin-Fänger Santiago, endete allerdings genauso tragisch. Petri Heil! ○



Wie bewegt er sich, wie frisst er, und vor allem: Wo steht er?

Wenn Schulen zu sehr integrieren

Der Erziehungswissenschaftler Bernd Ahrbeck kritisiert, dass in Schulen behinderte und nichtbehinderte Schüler in die gleichen Klassen gesteckt werden. Er fordert, dass man sich von Illusionen der Gleichheit verabschiedet, die den Kindern am Ende nur schaden. *Von Daniela Niederberger und Jens Umbach (Bild)*

Herr Ahrbeck, Sie kritisieren die Integration von behinderten und verhaltensauffälligen Kindern in die normale Schule. Weshalb? Das ist doch eine gute Sache: Die Behinderten werden nicht mehr weggesperrt, und die Klassen profitieren von der Vielfalt.

Kann man heute noch sagen, Kinder, die eine spezielle Einrichtung besuchen, werden weggesperrt? Als würden sie ausgeschlossen aus dem Leben. Wir leben doch nicht mehr in den Zeiten riesiger Massenasyle, die es früher für psychisch Kranke und geistig Behinderte gab. In Sonderschulen und -klassen gibt es ein erhebliches Mass an Fürsorge, Interesse und Aufmerksamkeit. Deswegen sind die simplen Gleichungen, schulische Gemeinsamkeit heisse Inklusion ins Leben und spezielle Einrichtungen bedeuteten Exklusion aus dem Leben, schlicht falsch. Die Schweiz hat kürzlich die Uno-Behindertenrechtskonvention unterschrieben. Diese Konvention steht für die Rechte Behinderter und nicht für bunte Vielfalt. Es sollen alle Kinder Zugang zu einem allgemeinen kostenlosen Schulsystem haben. In Deutschland werden alle behinderten Kinder beschult, in der Schweiz auch. In Frankreich ist das nicht der Fall. Dort gibt es 20 000 Schüler, die keine schulische Bildung erhalten. Die bleiben zu Hause. In Rumänien und Bulgarien ist noch nicht einmal die allgemeine Schulpflicht durchgesetzt, und ein Grossteil der Behinderten wird überhaupt nicht beschult. Das bedeutet: Die Ausgangslage in Deutschland und in der Schweiz ist ausserordentlich gut. Es gibt ein hohes Mass an Sich-Engagieren und Sich-Kümmern.

Trotzdem: Ist es nicht besser, wenn mehr Behinderte in die normale Schule gehen?

Im Allgemeinen schon. Früher hiess es, behindert gleich Sonderschule, heute heisst es, behindert gleich allgemeine Schule. Das Begründungsverhältnis hat sich umgekehrt. Es steht aber mit keinem Wort in der Uno-Konvention, dass es keine Sonderschulen geben darf. Dort steht, niemand dürfe diskriminiert werden, weil er spezielle Massnahmen braucht. Nun frage ich Sie, wie können Kinder sich in der Gebärdensprache überhaupt entwickeln, wenn sie keine anderen Kinder um sich herum haben, die in der Gebärdensprache kommunizieren?

Das wird schwierig.

Genau. Sie müssen mit ihresgleichen zusammen sein, sonst verkümmern sie. Bei heilpädagogischen Einrichtungen ist die Frage: Nutzen die den Kindern oder schaden sie? Und man muss auch fragen: Nutzt die Integration allen Kindern – oder kann sie auch schaden?

Und, kann sie schaden?

Natürlich kann sie das. Das ist doch vollkommen klar. Sie schadet den Kindern, die im normalen Schulsystem nicht zurechtkommen. Das sind zum Beispiel Kinder mit psychischen Erkrankungen und schweren Verhaltensstörungen. In Deutschland ist es so, dass die Bundesländer, die keine speziellen Einrichtungen für diese Kinder haben, sie immer häufiger in psychiatrische Einrichtungen schicken, sie in anderen Bundesländern unterbringen oder ins Ausland verschieben.

«Die Frage ist: Nutzt die Integration allen Kindern – oder kann sie auch schaden?»

Warum schadet die Integration den Verhaltensauffälligen? Die sehen in der Regelschule die Normalen, an denen sie sich orientieren können. Wenn sie unter lauter Kranken und Gestörten sind, werden sie kaum gesund.

Ich glaube nicht so sehr an die Heilkraft der Normalität. Die Kinder, die später massive Probleme bekommen, haben diese oft schon zu Beginn der Schule. Und sie verstärken sich in den ersten vier, fünf Jahren immer weiter. Obwohl sie normale Kinder um sich haben, verschlechtert sich ihr Gesundheitszustand oder das störende Verhalten nimmt zu. Also heilt die Normalität nicht. Was wir bei diesen Kindern sehr deutlich sehen: dass sie stark am Rande stehen, abgelehnt und gemobbt werden. Sie gehören oft nicht zum Kern der Klasse. Man muss auf den Einzelfall eingehen. Warum soll ein Kind im Rollstuhl nicht in die allgemeine Schule gehen? Wenn jemand schwerer behindert ist, kann das anders sein. Wir hatten in Deutschland eine grosse Diskussion um Henry, ein Kind mit Down-Syndrom, das aufs Gymnasium sollte.

Geht das?

Eigentlich nicht. Er ist dort überhaupt nicht anschlussfähig. Bei Kindern mit leichteren Lernbeeinträchtigungen ist das anders. Eine Schweizer Studie ergab, dass sie integrativ

mehr lernen, weil sie mehr Anregungen erhalten. Das leuchtet ein. Die gleiche Studie zeigt aber auch, dass sie oft sozial wenig integriert sind und sich nicht gut fühlen. Beide Systeme haben Vor- und Nachteile. Es gibt keine wissenschaftlichen Befunde, die belegen, dass die Integration immer besser ist. Oft mag das der Fall sein, aber es gibt klare Hinweise dafür, dass für manche Kinder spezielle Einrichtungen besser sind, weil sie dort besser gefördert werden und sich wohler fühlen.

Behinderung wird immer mehr als Form von Anderssein angesehen wie die Hautfarbe oder das Geschlecht. «Vielfalt ist bereichernd», wird gesagt. Das ist doch schön.

Es ist gut, wenn sich die Gesellschaft noch mehr bewusst wird, dass es behinderte Menschen gibt und dass sie zum allgemeinen Leben dazugehören. Da haben wir schon einiges erreicht. Die Frage ist doch, ob gegenwärtig Behinderung und Förderbedürftigkeit zu sehr nivelliert werden. Denn es geht ja nicht nur um die Akzeptanz von Unterschiedlichkeit, sondern auch um Förderung. Menschen mit einer anderen Hautfarbe oder einem anderen Glauben brauchen keine Förderung. Homosexuelle auch nicht.

Besteht die Gefahr, dass man nicht alle Fördermöglichkeiten ausschöpft, wenn man Behinderung nur als Anderssein sieht?

Ja, eindeutig. Das kommt darin zum Ausdruck, dass in der Fachdiskussion gefordert wird, den Begriff Behinderung abzuschaffen. Und das zeigt sich in der Vorstellung, man könne Behinderte auch in der allgemeinen Schule genügend fördern, wenn man sie als Personen anerkennt und guten Willens ist. Doch das reicht nicht aus. Es bedarf klarer Fachkategorien, um mit diesen Menschen richtig umgehen zu können.

Ein normaler Primarschullehrer, der kann das doch.

Am Anfang der Schulzeit und bei manchen Behinderungen ist das relativ leicht. Bei anderen Beeinträchtigungen geht es eben nicht, weil die Verhältnisse zu kompliziert sind. Das hat zu tun mit der Zeit, die zur Verfügung steht, oder mit fachlichen Qualifikationen, die fehlen. Wenn Sie als Lehrerin sprachbehinderte Kinder in der Klasse haben, Stotterer, Polterer – was wollen Sie da machen? Da brauchen Sie eine spezielle Ausbildung. Und Kinder mit Verhaltensstörungen, die verhalten sich ja oft so, dass man nicht verstehen kann, was mit ihnen los ist. Wenn man



«Es geht ja nicht nur um die Akzeptanz von Unterschiedlichkeit, sondern auch um Förderung»: Erziehungswissenschaftler Ahrbeck.

nur mit den üblichen pädagogischen Mitteln auf sie eingeht, besteht die Gefahr, dass es ihnen eher noch schlechter geht. Die Sonderpädagogik ist, historisch gesehen, entstanden, weil die allgemeine Schule mit manchen Kindern nicht zurechtgekam.

Man kann auch sagen: Die allgemeine Schule entledigt sich schwieriger Kinder, damit ihre Arbeit einfacher wird.

Das stimmt einerseits. Man kann die Sache aber auch umkehren und fragen: «Sind Lehrer unter allen Bedingungen in der Lage, mit schwierigen Kindern umzugehen?» Oder gibt es den Punkt, wo man sagen muss: «Das geht nicht mehr.» Die gesonderte Beschulung ist nicht nur ein Ausschluss aus der bisherigen Klasse. Es geht auch um die Aufnahme an einen Ort, an dem sie besser aufgehoben sind.

Kürzlich habe ich das Porträt eines Mädchens, Andrea, gelesen, das ein Down-Syndrom hat und in die öffentliche Oberstufe geht. Im Bericht wird eine Geschichtslektion beschrieben: Der Lehrer steht am Hellraumprojektor und erzählt von den alten Griechen. Neben Andrea sitzt eine Heilpädagogin, ihre stete Betreuerin, und übersetzt, vereinfacht. Alleine könnte Andrea dem Unterricht nicht folgen. Deutsch und Mathe hat sie nicht zusammen mit ihrer Klasse. Ist das Integration? Ist das gut?

Das weiss man nicht. Es zeigt zumindest, dass Integration nur mit spezieller Unterstützung geht. Klar ist aber auch, dass das Kind als ein besonderes auffällt. Es hat einen Betreuer. Menschen mit geistiger Behinderung haben ein besonderes Problem. Sie sind in keiner Form an das später gegliederte Schulsystem anschlussfähig. Hier entstehen leicht Illusionen: Profitieren sie wirklich? Finden sie Freunde, sind sie nur akzeptiert? Ich glaube, im besten Fall sind sie akzeptiert. Es gibt eine Reihe von Untersuchungen, die zeigen, es wird umso schwieriger, je älter das Kind wird. In der Pubertät werden sie immer mehr ausgeschlossen.

Sie gehören nicht wirklich dazu?

Ich glaube nicht. Sie würden, auch wenn man das kaum noch aussprechen darf, vermutlich keinen schwer geistig behinderten Mann heiraten. Man muss sich vor der idyllischen Vorstellung schützen, nur durch den Schulbesuch sei das Kind ins Leben integriert.

Weiss man, ob es Behinderten wohl ist unter Nichtbehinderten oder ob sie lieber unter ihresgleichen sind?

Ich bin viel unterwegs in dieser Sache. Ich höre Mütter, die sagen, die ersten vier Jahre in der Grundschule gingen mit einem Kind mit Down-Syndrom gut. Es gibt aber immer wieder Mütter, die berichten, ihr Kind sei isoliert, es fühle sich unwohl, wolle nicht mehr zur

Schule gehen und sei hochgradig erleichtert, wenn es unter anderen Kindern mit Behinderung sei. Ich kenne einen blinden Psychologen, der sagt, er sei in der allgemeinen Schule gewesen, und das sei gut gegangen. In der Pubertät sei es aber schwieriger geworden, weil die anderen sich immer über das Aussehen von Frauen unterhalten hätten, über Motorräder, Autos. Er war froh, als er aufs Gymnasium für Blinde kam, da hatte er endlich Leute, mit denen er über Musik reden konnte.

Der Vater eines fünfzehnjährigen Behinderten schrieb in einem Kommentar, sein Sohn sei glücklich in der Sonderschule. «Immer und überall der Schlechteste zu sein, werde ich ihm nie zumuten.»

Da ist was dran. Auf der Sonderschule ist das Kind auch mal das bessere, dafür ist es von den anderen getrennt. In der allgemeinen Schule wird das Kind oft gekränkt, weil es das letzte ist.

Oder merken geistig Behinderte gar nicht, dass sie die Schlechtesten sind?

Natürlich merken sie das. Und es macht ihnen auch etwas aus.

Kinder sind ja brutal direkt, wenn es darum geht, wer der Bessere ist.

Mitunter schon. Wie heisst das bei Josef Joffe, dem ehemaligen *Zeit*-Herausgeber: «Anders als progressive Pädagogen verstehen schon Kinder den Sinn von Wettbewerb.»

TOP TALK Marathon
LIVE von der «Winti Mäss» vom 26.–30.11.2014

Halle 2
Stand 2.052

RADIO TOP

www.toponline.ch

TELE TOP

DivertiMento, Bligg, Stéphanie Berger, Marco Rima, Stress, Oesch's die Dritten, und viele mehr. Sie alle treffen sich an der «Winti Mäss» bei RADIO TOP und TELE TOP zum Live Talk Marathon.

Mit dem legendären RADIO TOP Spiel

ja & tschüss

Mit freundlicher Unterstützung von:

MOTO-CENTER WINTERTHUR

show-concept.ch

Wenn man Gruppen von Menschen mit Down-Syndrom sieht, hat man oft das Gefühl, die haben es lustig.

Ich war kürzlich in einer Werkstätte für Behinderte in Leverkusen. Ich hab selten so glückliche Menschen gesehen. Die froh waren, dass sie etwas leisten, was anerkannt ist. Die haben einen Ort gefunden, wo es ihnen richtig gut geht.

Woher kommt diese Idee, Behinderung sei nur eine Form von Vielfalt?

Sie soll verhindern, dass behinderte Menschen in die Ecke geschoben und abgelehnt werden. Das gibt es nach wie vor. Wahrscheinlich haben wir Menschen eine Neigung, all das, was uns fremd und nicht nur schön ist, von uns wegzuhalten. Die vermehrte Akzeptanz, die die Uno-Konvention fordert, ist deshalb richtig. Nur, sie hat für uns in Deutschland und in der Schweiz nicht den Neuigkeitswert wie in anderen Ländern, wo es darum geht, dass erst mal elementare Grundrechte gesichert werden. Nun soll sogar der Begriff «behindert» abgeschafft werden. Aber sie müssen doch, wenn sie sich einem Kind ernsthaft zuwenden, klären, was los ist. Sie brauchen Begriffe, mit denen sie seelische Nöte und Beeinträchtigungen beschreiben können. Wenn man alle Begriffe abschafft, ist man diesen Menschen gegenüber pädagogisch hilflos.

Das Angewiesensein und das Hilfebeanspruchen haben einen schlechten Ruf. Autonomie und Selbständigkeit werden in unserer Zeit sehr viel höher gewertet.

Es gab im Laufe der Jahre grosse Erfolge. Das Potenzial von Behinderten wird mehr erkannt. Heute sind sie erfolgreicher und emanzipierter. Das ist gut. Aber behinderte Menschen können auch auf jemanden angewiesen und abhängig sein. Diese Seite wird ungenügend gesehen. Man glaubt leicht, dass sie Förderung nicht mehr brauchen. In der Diskussion um jugendliche Gewalttäter wird von Fachleuten gern gesagt, diese Kinder seien «Experten ihres Lebens». Das ist abwegig. Natürlich muss man so einen Menschen fragen: «Wie siehst du dein Leben, wo stehst du und wo willst du hin?» Aber offensichtlich scheitern sie, sie können etwas nicht, und sie brauchen andere, die ihnen weiterhelfen.

Was soll das bedeuten, sie sind «Experten ihres Lebens»?

Dass man sich in den Hilfeleistungen den Wünschen dieser Jugendlichen unterordnen und in grossem Masse das Herkunftsmilieu dieser Kinder anschauen und schätzen soll. Vielfalt ist begrüssenswert. Aber das kann doch nur eine positive Vielfalt sein. Zum Leben gehört, dass Kinder gewalttätig behandelt und sexuell missbraucht werden. Diese Vielfalt ist inakzeptabel und schrecklich.

Oft wird gesagt, man müsse die Behinderten von gesellschaftlichen Einschränkungen befreien. Aber die Behinderung ist da, die ist naturgegeben. Ich denke dann immer – das tönt jetzt blöd –, ich kann auch nicht Prima ballerina werden. Barrieren sind überall.

Ich kann nicht tanzen, ich hab kein Rhythmusgefühl. Häufig besteht die Illusion, wenn man gesellschaftliche Barrieren entferne, existiere das Phänomen der Behinderung gar nicht mehr. Natürlich muss man Barrieren wegräumen. Die Leute müssen mit dem Rollstuhl überall hinkommen, es braucht Gebärdendolmetscher. Aber man muss auch anerkennen, dass es Barrieren gibt, die mit der Person zu tun haben. Manche sagen, dass das Beschreiben von Behinderung, allein indem man es tut, schon ein diskriminierender Akt ist. Das ist Unsinn. Man muss Unterschiede benennen können. Damit werte ich doch den Menschen nicht ab. Andererseits: Das Wort «behindert» wird noch nicht ganz so neutral gebraucht, wie man es sich wünschen würde.

Es ist bei Jugendlichen ein Schimpfwort: «Du Behinderter!»

Ja. Oder sie sagen: «Du Spastiker.»

Bernd Ahrbeck ist Psychologe und Erziehungswissenschaftler. Er lehrt seit zwanzig Jahren Verhaltensgestörtenpädagogik an der Humboldt Universität in Berlin. Zuletzt erschien von ihm «Inklusion. Eine Kritik». Kohlhammer. 160 S., Fr. 37.90



ROGER GEGEN ROGER

ON
TOUR

ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM MASCOTTE, THEATERSTRASSE 10 IN ZÜRICH

1. DEZEMBER 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRRÖFFNUNG 17:00 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).





Celtic Renaissance: Nadja Auermann in Irland.



Stil & Kultur

Grazie mit Gras

Von Daniele Muscionico

Das ist kein spätes Bild zur Wandersaison; ausser man wandert auf der Grünen Insel am Golfstrom. Der dafür sorgt, dass der Winter ein Herbst ist. Und eigentlich auch der Sommer. Aber das ist eine andere Geschichte. Das ist auch kein Bild zur Jagdsaison; ausser man nimmt den hiesigen Hochnebel zum Anlass, alles als Niederwild zu taxieren, was sich auf freiem Feld elegant bewegt. Wie Nadja Auermann zum Beispiel, das Modell, hier in der Rolle der Graugans, getarnt als Fasan.

Was tut Nadja Auermann in offener irischer Landschaft? Zart wie gemähtes Gras, das in irrisierendem Grün aufleuchtet, wenn sie vorübergeht. Ein Büschel will sie von hier nach dort tragen, und dieses «dort» liegt weit, weit weg. *Miles and more* hinter dem Bildhorizont. Völlig sinnfrei scheint der Gang (und sie hätte, wäre das hier tatsächlich ein Ernstfall, Handschuhe bitter nötig), doch ihr Schritt lässt ahnen, dass sie von ihrem Ziel nicht abzubringen ist. Man staune auch nicht über die Symmetrie, den Parallelschwung der Halme! Die Gräser werden der Frau ganz und gar freiwillig in den Arm gefallen sein. Aus lauter Bewunderung für ihr schönes Wesen.

Dieses Bild ist ein besonderes Bild, weil es nicht davon spricht, worüber es sprechen sollte. Es ist das Talent des amerikanischen Fotografen Arthur Elgort, niemals auf die Absicht zu verweisen, weswegen er mit Supermodels nach Irland, China, in die Hamptons fährt. «Nadja Auermann, Ireland, 1993» entstand im Auftrag der *Vogue*. Das ist kein Schnappschuss, das ist inszeniert, ist Modefotografie. Doch das Bild könnte ebenso gut in jedem anderen Genre erfolgreich sein, wenn es darum geht, dem Betrachter die tiefere Schönheit der richtigen Entscheidung vor Augen zu führen: hier zum Beispiel, wie dieses Wesen unter freiem Himmel unterwegs zu sein. Jenseits von Zeit und Moden. Mit einem Ziel, das nur sie selber kennt.

Arthur Elgort, 74 Jahre alt, war seit den frühen siebziger Jahren stilprägend, denn er hat etwas geleistet, was heute selbstverständlich ist. Elgort inszenierte Mode in Landschaften, die niemals auf dem Planeten Fashion liegen; sein Studio ist der gutgelaunte und noch besser bemeisterte Alltag. Elgorts Mode ist das Selbstverständliche, wenn es denn glückt, ist das Tüpfelchen eines Glücksmoments. Und dieses Glück ist eines der Sorte, das man erst erkennt, wenn es nicht mehr da ist: die weiche Erde unter den Füßen, die klare Luft in der Lunge. Und die kalten Finger.

«The Big Picture», die erste Arthur-Elgort-Monografie, erscheint demnächst beim Verlag Steidl, Göttingen. Ausstellung in der Staley-Wise Gallery in New York.

Wie Asche nach einem grossen Feuer

Blaise Cendrars war einer der aussergewöhnlichsten Schweizer Dichter. Seine Innenansichten von Massenmördern und Abenteurern sind noch heute hochaktuell. Von Zoë Jenny

Im Jahre 58 v. Chr. ergab sich in der Broye-Ebene, an den Ufern des Neuenburger-, Murten- und Bielersees folgendes Ereignis: Ergriffen von einer unbändigen Auswanderungslust, brannten die Helvetier ihre eigenen Städte und 400 Dörfer nieder, kehrten ihrer zu eng gewordenen Heimat und dem harten Boden den Rücken in der Hoffnung, sich in der Ferne in fruchtbareren Gegenden und unter einem weiteren Himmel niederzulassen. Doch als Julius Cäsar vernahm, dass sich eine unermessliche Menschenschar aufgemacht hatte in der Absicht, die Strasse der römischen Provinz des jenseits der Alpen liegenden Gallien zu benutzen, machte er sich nach Genf auf, um eine gewaltige Mauer zu errichten, die bis zum Juragebirge reichte.

Doch die Helvetier gaben nicht auf und suchten sich andere Wege. Hartnäckig verfolgten sie ihren Traum, gaben sich bitteren Kämpfen hin, bis sie in der Schlacht von Bibracte endgültig geschlagen wurden, die dem helvetischen Frühling ein brutales Ende bereitete. Cäsar zwang die Überlebenden, zurückzukehren, in ihre von eigener Hand in Schutt und Asche gelegte Heimat, in das heutige Schweizer Mittelland. Die Helvetier hatten keine andere Wahl, als aus ihrer misslichen Situation das Beste zu machen. Durchaus möglich, dass etwas von diesem Aufbruchwillen in künftigen Generationen fortlebte. Dass die Melancholie erschütterter Hoffnungen eine Sehnsucht entfachte, die den für typisch schweizerisch empfundenen Eigensinn und Freiheitssinn bis heute prägt.

Inszenierung seiner selbst

Eigensinnig, freiheitsliebend und von Auswanderungslust gepackt war auch der grösste Exponent der Dichterabenteurer, den die Schweizer Literatur in ihrer Geschichte hervorgebracht hat: Blaise Cendrars. Bereits als Sechzehnjähriger macht sich der 1887 in La Chaux-de-Fonds geborene Frédéric-Louis Sauter auf, die Welt zu entdecken. Er schlug sich bis nach Russland durch, von dort in die Mandschurei und dann mit der transsibirischen Eisenbahn nach China. In New York schreibt er den Gedichtzyklus «Ostern in New York» unter dem Pseudonym Blaise Cendrars. Damit beginnt die Inszenierung seiner selbst, mit einem Namen, so schön und geheimnisvoll wie ein Gedicht. *La braise*, die Glut, *les cendres*, die Aschen.

«Schreiben heisst, bei lebendigem Leib zu verbrennen», begründete er seine Namenswandlung. Cendrars erwies sich als äusserst

geschickt, den eigenen Mythos des legendären Abenteurers zu kreieren, Gerüchte in die Welt zu setzen (die Cendrars-Forscher noch heute auf Trab halten) und Spuren zu verwischen. Fest steht, dass er 1910 erstmals nach Paris kam, wo er Guillaume Apollinaire, Marc Chagall, Erik Satie und Robert und Sonia Delaunay kennenlernte. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs meldete er sich als Freiwilliger bei der Fremdenlegion. Während Gefechten in der Champagne verliert er seinen rechten Arm. Das Kriegstrauma sollte ihn für den Rest seines Lebens prägen und seine Seele für immer verdunkeln. Der Krieg und die Sinnlosigkeit des Mordens werden seine grössten Themen.

«Ich habe Heimweh. Ich denke an unseren schönen kleinen Basler Kanton und möchte dahin zurück.»

1925 erschien Cendrars' erster und erfolgreichster Roman, «Gold». «Die fabelhafte Geschichte des Johan August Suter» wirft ihn in die Schweiz zurück. Der Bankrotteur und gebürtige Baselbieter, der 1834 seine Frau und seine vier Kinder verlässt, um sich mit nichts nach Amerika aufzumachen, ist genau der Typus von fatalistisch-furchtlosem Abenteurer, der Cendrars fasziniert. Getrieben von der Vision des Westens und voller Optimismus, verschlägt es Sutter bis nach Kalifornien. «Er reitet immer an der Spitze auf seinem Mustang Wild Bill und pfeift sich eine Weise aus dem Basler Karnival vor.»

Im Sacramento-Tal beginnt er das fruchtbare Land zu bebauen. Neu-Helvetien entsteht, das Land, in dem Milch und Honig fliessen. Sutter lässt Weinreben aus Frankreich und vom Rhein kommen. Er pflanzt Obst und Getreide, und das Land erblüht unter seiner Regie. Johann August Sutter wird zum ersten Millionär Amerikas und zu einem der reichsten Männer der Welt. «Der Kaiser von Kalifornien», wird er genannt. Ein genialer Unternehmer, ein Pionier schlechthin. Was er berührt, wird zu Gold, buchstäblich, denn eines Tages entdeckt einer seiner Arbeiter an einem seiner zahlreichen Flüsse Gold, und damit beginnt der spektakuläre Niedergang Neu-Helvetiens und das tragische Ende von General Sutter.

Das Land wird im Goldrausch überrannt. Ein beispielloses Chaos und Anarchie brechen aus. Selbst seine treuesten Arbeiter lassen alles stehen und liegen, verrückt geworden vor Gier, geblen-

det vom schnellen Reichtum, den ihnen das Gold verspricht. Aus aller Welt reisen sie an, eine regelrechte Völkerwanderung entsteht, und sie zertrampeln und verwüsten rücksichtslos sein Land, beginnen gar, es unter sich zu verkaufen. In ohnmächtiger Verzweiflung muss Sutter zusehen, wie vor seinen Augen sein sorgfältig mit schweizerischer Präzision aufgebautes Imperium zerfällt. In Windeseile wie im Rausch entstehen die Städte Sacramento und San Francisco. Alles auf Sutters Grund und Boden. In einem Brief an einen Schweizer Freund schreibt er: «Ich habe Heimweh. Ich denke an unseren schönen kleinen Basler Kanton und möchte dahin zurück.»

Doch Sutter wird nie wieder heimkehren. Ein jahrelanger Prozess beginnt durch alle Instanzen. Ein Prozess, der ganz Kalifornien in Aufruhr bringt. Sutter verlangt von der amerikanischen Regierung Schadenersatz. Zu Beginn des Jahres 1855 bestätigt der höchste Richter Kaliforniens in einem 200 Seiten langen Urteil, «dass die ungeheuren Gebiete, auf denen so viele Städte und unzählige Dörfer errichtet worden sind, Johann August Sutters unbestreitbares, unantastbares und persönliches Eigentum sind».

Tod auf den Treppen des Justizpalastes

Er rechnete wohl nicht damit, dass der Mob sich nach diesem Richterspruch aufmachen würde, um ihn durch Lynchjustiz zu beseitigen. Sutter flieht, zieht sich in San Francisco zurück und wird von allerlei Winkeladvokaten und Betrügern um sein letztes Geld gebracht. Verarmt, vom Wahnsinn umzingelt, zerbrochen vom Unrecht, das ihm widerfahren ist, stirbt er auf den Treppen des Justizpalastes.

Der Stoff ist im Vergleich zum Rest von Cendrars' Werk konventionell erzählt, liest sich wie ein Film. Die Vermutung liegt nahe, dass Cendrars, der vom Medium Film zeitlebens fasziniert war, schon beim Schreiben an eine Verfilmung dachte. Der russische Regisseur Sergei Eisenstein interessierte sich dafür, doch war es Luis Trenker, der den Roman verfilmte und unter dem Titel «Der Kaiser von Kalifornien» 1936 in die deutschen Kinos brachte.

Auch in Cendrars' extremstem und verstörendstem Werk, dem Roman «Moravagine», hat die Odyssee ihren Ursprung in der Schweiz: in einer psychiatrischen Klinik für Unheilbare. Dort trifft Raymond la Science, ein junger aufstrebender Psychiater, auf Moravagine, einen Mörder, der ein Mädchen aus Frust darüber, dass sie sich ihm entzogen hatte, kaltblütig umgebracht hat. Raymond la Science, den man getrost als Cendrars' Alter Ego betrachten darf, ist so fasziniert von Moravagine, dass er ihm zur Flucht aus der geschlossenen Anstalt verhilft. In Moravagine hatte der junge Arzt sein ideales Forschungsobjekt gefunden. «Keinen Augenblick verliess mich die wissenschaftliche Kaltblütigkeit noch meine Neugierde.»



«Schreiben heisst, bei lebendigem Leib zu verbrennen»: Autor Cendrars.

Gemeinsam machen sie sich auf, in einer sinnlosen, barbarischen Zerstörungswut durch die Welt zu ziehen, von Attentat zu Attentat, für immer auf der Flucht. Moravagine ist nur Trieb ohne jegliche moralische Korrektur. Das ist das Erschütternde und Unheimliche an Moravagine. Er wirkt in sich logisch, ja innerhalb seines pervertierten Systems des Bösen korrekt. Man wird Zeuge der grausamen Mechanik eines monströsen Gehirns, blickt in den schwindelerregend tiefen Abgrund einer mörderischen Seele. Wie ein Echo fragt Cendrars zwischen den Zeilen den Leser: «Was ist der Mensch? Und was kann er sein?» Und antwortet mit trockener Stimme gleich selbst: «Ja, auch das – eine mordende Bestie.»

«Was ist der Mensch? Und was kann er sein?» – «Ja, auch das – eine mordende Bestie.»

Die Innenansicht eines Massenmörders und Terroristen ist hochaktuell. Mit scheinbarer Teilnahmslosigkeit werden die grausamsten Taten beschrieben, und es ist, als ob sich hier einer ins Schreiben rettete, um nicht selber zum Mörder zu werden. Es ist weder harmlos noch angenehm, wenn sich Genie und Wahnsinn die Hand geben. Die Lektüre ist entsprechend verstörend.

Cendrars, der im Krieg nicht nur Opfer war, sondern auch zum Täter wurde, gab in aufschlussreichen Kommentaren darüber Auskunft, wie er im Schützengraben von der Figur Moravagine geradezu heimgesucht wurde, einer Figur, die ihn jahrzehntelang begleitete, bis sie zur Obsession wurde.

Es ist Raymond la Science, der am Ende, als Moravagine in der Irrenanstalt im Morphinrausch seinem Ende entgegenröchelt, reflektiert: «Ich habe nie Freude an den Leiden anderer gehabt. Ich habe auch kein Selbstmitleid. Allerdings gestehe ich, dass das grosse Grauen, das von diesem Ort ausging, zu meinem Geisteszustand passte, denn ich empfand bis ins innerste Mark hinein die Schmach, Mensch zu sein und bei diesen Dingen kollaboriert zu haben. Welch finsterer Genuss! Gibt es einen monströseren Beweis, ein schlagenderes Schauspiel, eine offenkundigere Bestätigung für die Ohnmacht und den Wahn des Gehirns als den Krieg?»

1949, im Alter von 62 Jahren, kehrt Blaise Cendrars noch einmal in die Schweiz zurück. Er hatte einen schönen Grund: In seinem Heimatort Sigriswil im Berner Oberland heiratete er die Schauspielerin Raymone Duchâteaux, die Frau, die ihn 32 Jahre begleitet hatte. «Ich bin sehr stolz, plötzlich Berner Oberländer zu sein, ja, Oberländer, ich bin ganz benommen davon!», rief er aus und verschwand wieder. Wie die Asche nach einem grossen Feuer, für immer fortgetragen vom Wind der Welt.

Top 10

Knorrs Liste

| | | |
|----|-------------------------------------|-------|
| 1 | Deux jours, une nuit | ★★★★★ |
| | Regie: Jean-Pierre und Luc Dardenne | |
| 2 | Gone Girl | ★★★★★ |
| | Regie: David Fincher | |
| 3 | Pride | ★★★★☆ |
| | Regie: Matthew Warchus | |
| 4 | Mr. Turner | ★★★★☆ |
| | Regie: Mike Leigh | |
| 5 | Im Labyrinth des Schweigens | ★★★★☆ |
| | Regie: Giulio Ricciarelli | |
| 6 | Monsieur Claude und seine... | ★★★★☆ |
| | Regie: Philippe de Chauveron | |
| 7 | Schweizer Helden | ★★★★☆ |
| | Regie: Peter Luisi | |
| 8 | A Walk Among the Tombstones | ★★★☆☆ |
| | Regie: Scott Frank | |
| 9 | Interstellar | ★★★☆☆ |
| | Regie: Christopher Nolan | |
| 10 | Northmen – A Viking Saga | ★★★☆☆ |
| | Regie: Claudio Fäh | |

Kinozuschauer

| | | |
|--------|--|--------|
| 1 (1) | Interstellar | 26 258 |
| | Regie: Christopher Nolan | |
| 2 (-) | Dumb and Dumber To | 16 403 |
| | Regie: Bobby Farrelly | |
| 3 (2) | Monsieur Claude und seine Töchter | 13 283 |
| | Regie: Philippe de Chauveron | |
| 4 (-) | A Walk Among the Tombstones | 8 190 |
| | Regie: Scott Frank | |
| 5 (3) | The Maze Runner | 5 909 |
| | Regie: Wes Ball | |
| 6 (4) | Gone Girl | 3 874 |
| | Regie: David Fincher | |
| 7 (9) | Mr. Turner | 3 862 |
| | Regie: Mike Leigh | |
| 8 (5) | The Equalizer | 3 443 |
| | Regie: Antoine Fuqua | |
| 9 (-) | The Salt of the Earth | 2 894 |
| | Regie: Juliano R. Salgado, Wim Wenders | |
| 10 (6) | And So It Goes | 2 862 |
| | Regie: Rob Reiner | |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

| | |
|--------|--|
| 1 (-) | Drachenzähmen leicht gemacht 2 (Fox) |
| 2 (-) | The Walking Dead – 4. Staffel (Impuls) |
| 3 (-) | How I Met Your Mother – Season 9 (Fox) |
| 4 (3) | 3 Days to Kill (Rainbow) |
| 5 (1) | Edge of Tomorrow (Warner) |
| 6 (-) | Castle – Season 6 (Disney) |
| 7 (2) | Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner) |
| 8 (8) | Eiskönigin – Völlig unverfroren (Disney) |
| 9 (-) | Winter's Tale (Warner) |
| 10 (6) | Maleficent – Die dunkle Fee (Disney) |

Quelle: Media Control



Mit frostigem Dünkel: «The Riot Club».

Kino

Horrorshow-Gier

«The Riot Club» rechnet furios mit den menschenverachtenden Upperclass-Schnöseln ab.

Von Wolfram Knorr

Der Bollinger-Club war ein Club mit Tradition; er zählte in seiner Vergangenheit sogar regierende Könige zu seinen Mitgliedern. Bei der letzten Feier, vor drei Jahren, war in einem Käfig ein Fuchs hereingebracht und mit Champagner-Flaschen zu Tode gesteinigt worden. Ja, das war ein festlicher Abend gewesen! Der Auftakt in Evelyn Waugh's herrlich böser Gesellschaftssatire «Decline and Fall» («Auf der schiefen Ebene») aus dem Jahre 1928 über die Oberschichten-Kultur mag alt sein, die Riten und Usancen der Upperclass sind geblieben. In Laura Wades Bühnenstück «Posh» zerlegt eine fidele, ignorante und lustvoll enthemmte Kannibalen-Schnösel-Klub-Bande ein komplettes Restaurant. Unter dem Titel «The Riot Club», nach dem Drehbuch der Dramatikerin, hat Lone Scherfig («An Education») das Stück über die reizenden Oberschicht-Hooligans verfilmt.

Die Sprösslinge der Reichen und Einflussreichen suchen zu Semesterbeginn in Oxford für ihre traditionelle Sauf-und-fress-Bambule zwei Neuzugänge unter den Erstsemestern, um, wie es die Tradition will, ihre Mitgliederzahl zu halten und die Neuen «einzuführen». Da die arrogante Kotzbrocken-Truppe längst Hausverbot in fast allen Etablissements hat, muss sie auf die Suche gehen und findet weit abseits den Pub «The Bull's Head» für ihre

fröhliche Sause. Doch ihre Herablassungs-Show läuft diesmal nicht so wie erwartet. Eine Nutte, die geholt wird, um unter dem Tisch alle zu bedienen, lehnt selbst gegen eine fürstliche Summe ab, die Kellnerin zeigt ihre Verachtung, und der Wirt bittet um weniger Lärm. Das geht der Nobilität so auf den Zeiger, dass sie nicht nur den Laden, sondern auch den Wirt gleich mit zerlegt. Scherfigs und Wades rüde, höhnische Dandys und Snobs, die sich in der Eitelkeits-Gewissheit suhlen, mal hinter «riesigen Schreibtischen» zu landen, an denen die Weichen in Politik, Wirtschaft und Finanzen gestellt werden, unterscheiden sich von der Rockergang «Droogs» aus Stanley Kubricks «A Clockwork Orange» nur in einem Punkt: Die «Droogs» prügeln sich aus dem Rinnstein nach oben, die Riot-Auslese nach unten. In ihrer Horrorshow-Gier, zu erniedrigen, unterscheiden sie sich nicht, auch nicht in ihrer abgestumpften Macht-Rhetorik.

Scherfigs perfektes Ensemble, das sich vor der Lokalzertrümmerung mit frostigem Dünkel sowie kühl und frivol in Siegerposen zum Gruppenfoto mit Wuschelköpfen, energischen Kinnpartien und «Was kostet die Welt?»-Blicken arrangiert, laviert zwischen perfider Bonhomie, wölfisch-derber Gier, saloppen Posen und diabolischer Lüsterheit. Nach ihrer brutalen Bambule werden die feinen Pinkel natür-

lich nicht zur Rechenschaft gezogen. Die Strippenzieher im Hintergrund sorgen dafür. «The Riot Club» hat ein reales Pendant: den 200-jährigen «Bullingdon Club» (Evelyn Waugh liess seinen «Bollinger Club» nicht zufällig ähnlich klingen). Britische Medien haben 2007 ein Klub-Foto aus den Achtzigern veröffentlicht, mit dem heutigen Premier David Cameron. Die «Bullies» sind für ihre brachialen Gelage berüchtigt. ★★★★★

Weitere Premieren

The Hunger Games: Mockingjay – Part 1 — Katniss (Jennifer Lawrence) wird von den Rebellen gerettet und weint bittere Tränen, weil ihr geliebter Peeta (Josh Hutcherson) in die Fänge des bösen Diktators Snow (Donald Sutherland) geraten ist. Das zumindest ist noch recht einfallsreich: Während Peeta von der Diktatur und dem diabolischen Snow für Propagandazwecke missbraucht wird, machen die Rebellen das Gleiche mit Katniss. Die mediale PR-Schlacht ist allerdings nicht unbedingt abendfüllend. Der erste Teil des auf-



Bittere Tränen: «The Hunger Games».

geteilten Finals der wahnsinnig erfolgreichen «Panem»-Reihe schleppt sich ein wenig dahin, mit der Spannung hapert's, und der emotionale Drive könnte auch a bisserl Gas geben. Für die eingefleischten Fans top, für den Rest eher mau. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Alles schwärmt von «Interstellar». Der Film ist ja auch nicht schlecht, aber von irgendeinem Punkt an habe ich schlicht nicht mehr durchgeblickt. Wurmlöcher hin oder her. Können Sie mir erklären, worum es da eigentlich geht? Ch. K., Basel



Tut mir leid, aber das kann ich auch nicht – will's aber probieren. Das Problem von «Interstellar» (Regisseur: Christopher Nolan) ist, glaube ich, dass sich die Idee des Physikers Kip Thorne (auf die sich der Film mit der Raum-

The Tale of the Princess Kaguya — Das Märchen von einer Prinzessin, die von einem Bauern in einer Bambuspflanze gefunden und von ihm und seiner Frau grossgezogen wird, bis der Adel hinter ihrer Schönheit her ist und ihr Stief-



Poetisch: «The Tale of the Princess Kaguya».

vater sie aus purem Eigennutz zur Heirat zu drängen versucht, ist eine alte japanische Legende, voll verblüffender, überraschender und poetischer Einfälle. Isao Takahata, ein Mitbegründer des legendären Ghibli-Studios, hat das fantastische Märchen nach der alten japanischen Tuschzeichnungs-Technik animiert. Der wattige Minimalismus entfaltet einen unglaublichen Sog. Das liegt nicht nur an der wendungsreichen Story, sondern auch am schmetterlingshaft hingehuschten Stil. ★★★★★

My Old Lady — Israel Horowitz ist ein umtriebiger, leichthändig schreibender und schaffensfreudiger Stückeschreiber. Zu seinen Bühnenerfolgen gehört die Komödie «My Old Lady», die er nun selbst mit Maggie Smith, Kevin Kline und Kristin Scott Thomas verfilmte. Leider bleibt die Regie allzu klebrig auf Bühnenniveau, wirkt zu langfädig und entlarvt das Stück als arges Kunstgewerbe, gedrechselt nach dem Muster des psychologischen Realismus, aber ohne die geringste psychologische Plausibilität. Die rundum exzellenten Mimen mühen sich zwar redlich, die Story jedoch lässt sie ins Leere laufen. ★★☆☆☆

krümmungs-Theorie bezieht) letztlich nicht in eine Spielhandlung umsetzen lässt. Die Gravitations-, Zeitdilations- (Verbreitung bzw. Aufschiebung von Zeit) und Raumdimensions-Probleme werden zum Brimborium, die Handlung, an die sich nun mal der Zuschauer hält, ist nicht mehr schlüssig. In diesem Moment ist Nolans Konzept nicht mehr nachvollziehbar. Vielleicht hat Steven Spielberg (der zuerst interessiert war) aus diesem Grund das Handtuch geworfen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

«It's all the blues, anyhow»

Von Peter Rüedi

Um diese Kolumne ist wieder einmal ein Hauch von «Grossvater erzählt». Allein, wer wissen will, was Jazz (nicht anders als sonst jede Kunst) ist, muss wissen, was er war. Zahlreich sind die nicht, die heute noch eine Ahnung von Grant Green haben. Geboren 1935 in St. Louis, starb er nach einem schnellen, von Drogenblitzen erleuchteten Leben (immer etwas im Schatten von Wes Montgomery) 1979 in New York. Da war sein Instrument, die Gitarre, für eine andere Generation in einer anderen Musik längst zu dem Instrument geworden. Was vielen Jüngeren heute schier unglaublich erscheinen mag: Es gab in der Musik eine elektrische Gitarre vor dem Rock. Grant Green, dessen Sache immer eher die eindringlichen, swingenden, expressiv gestanzten Melodielinien waren als harmonisch-akkordische Künste, sagte einmal: «Das Erste, was ich spielte, war Boogie-Woogie. Dann war von mir Rock 'n' Roll gefragt. *It's all the blues, anyhow.*» Mit dem war der Mann aus Missouri gewissermassen imprägniert. Am Ende spielte er fast nur noch Rhythm and Blues, aber auch zuvor war alle Musik von Green, der im Zenit seiner Laufbahn eine omnipräsente Grösse im Hardbop- und Soul-Imperium des Labels Blue Note war, Blues-affiziert, allem voran seine Aufnahmen im Format Gitarre-Hammondorgel-Drums, mit denen er eine eigentliche Mode mitbegründete. Er kam, wie fast alle Gitarristen, von Charlie Christian her, aber ebenso von Charlie Parker, dessen Altsax-Soli er kopiert hatte. Grant Greens Partnerschaft mit dem inzwischen gleichfalls zum Geheimtipp verdämmerten genialen Pianisten Sonny Clark war eine leider nicht nur musikalische Wahlverwandtschaft (Clark starb, nur 32 Jahre alt, 1963 an einer Überdosis Heroin). Was sie auf der Scheibe mit dem Rollins-Titel «Oleo» gemeinsam erfinden (am Bass Sam Jones, am Schlagzeug Louis Hayes), ist in diesem Idiom nahezu vollkommen: inspiriert und, wie scheinbar selbstverständlich, mehr gewachsen als gemacht. Fast gleichzeitig geben zwei CDs von Green mit dem Organisten Roosevelt «Baby Face» Willette einen Eindruck von Green, dem Groover. *It's about time.*



Grant Green (Sonny Clark, Sam Jones, Louis Hayes): Oleo. Essential Jazz Classics EJC 55647
Grant Green & Baby Face Willette: Complete Recordings. American Jazz Classics. A 99105.

Der Ehrenmann

Der Zürcher Juwelier Bernhard Blum ist in negative Schlagzeilen geraten. Was sagt er dazu? Von Hildegard Schwaninger



«Ein Einzelfall»: Ehepaar Blum.

Es war ein schwarzer Tag für **Bernhard Blum**. Letzte Woche titelte der *Tages-Anzeiger*: «Prominenter Zürcher Juwelier als Lügner entlarvt». Auf der Frontseite wurde berichtet, Bernhard Blum habe einer Kundin, die ihm 2011 einen Ring zur Reparatur anvertraut hatte, den falschen Ring zurückgegeben, nachdem er sie jahrelang hingehalten und belogen hatte. Verfasst war der Artikel von **Lukas Hässig**, dem Wirtschaftsjournalisten, der – couragiert und informiert – den Finanzblog *Inside Paradeplatz* betreibt. Die Kundin hatte sich – obwohl man sich bereits im August gütlich geeinigt hatte (mit Anwalt), in ihrem Ärger an Hässig gewandt.

Jetzt war Bernhard Blum Stadtgespräch. Blum hat eine treue Kundschaft. Sein Geschäft am Pelikanplatz ist relativ klein, er ist Juwelier in zweiter Generation, schon sein Vater war Goldschmied. Das Juwelengeschäft ist ein sensibles Geschäft, basiert auf Vertrauen. Wenn nur der Schatten eines Zweifels auf den Juwelier fällt, kann das seine Existenz gefährden.

Die Telefone liefen heiss, die Artikel aus *Tages-Anzeiger* und *20 Minuten* wurden übers Internet über die Ozeane bis nach Los Angeles und Rio de Janeiro geschickt, per SMS tauschte man sich über Blum und seine Bonität aus. Am Wochenende gingen einige Blum-Kundinnen zu einem anderen Juwelier ihres Vertrauens und liessen die Steine, die sie bei Blum gekauft

hatten, prüfen. (Gemäss unserer Recherche waren alle echt.)

Bernhard Blum verfasste über das Wochenende einen Brief, den er an «Geschätzte Kunden, Freunde und Bekannte» schickte. Er schrieb: «Ich bin mit der Situation, dass ein Alliance-Ring in meinem Verantwortungsbereich verlorenging, falsch umgegangen. Ich habe mich bei der betroffenen Kundin in aller Form entschuldigt und den Kaufpreis für einen Ersatz sowie eine finanzielle Entschädigung für die Umtriebe entrichtet.»



Titelgeschichte: Journalist Hässig.

Wir treffen Bernhard Blum am Montagnachmittag im «Strozzi». Er sitzt ziemlich zerknirscht da, neben ihm – seelischer Beistand – seine blonde Gattin. **Christine Blum** ist die

beste Ambassadeurin für seinen Schmuck, sie trägt ihn gut und ist hübsch; sie ist beliebt in der Gesellschaft und eine gute Golfspielerin (Klub Breitenloo, Handicap 24). Konfrontiert mit den Gerüchten, die jetzt über ihn im Umlauf sind, weiss Blum alle zu entschärfen. Dass es noch mehrere ähnliche Fälle gebe, wie jetzt behauptet wird, verneint Blum: «Es war ein Einzelfall. Es gibt keine weiteren Fälle.»

Auch das Gerücht, dass er von Steinhändlern nicht mehr beliefert werde, stimmt nicht. «Von Tel Aviv bis Johannesburg, Antwerpen und New York, mich beliefern alle Händler.»

Auch der Überfall in seinem Geschäft, der etwa fünfzehn Jahre her ist, wurde durch den *Tages-Anzeiger*-Artikel wieder thematisiert. Blum: «Ich wurde in meinem Geschäft überfallen, ein Raubüberfall mit Pistole; der Ring, der gestohlen wurde, zirka 200 000 Franken wert, wurde zu zwei Dritteln von der Versicherung bezahlt, einen Drittel musste ich selber bezahlen.»

Die unselige Geschichte veranlasste Blum, tief in sich zu gehen. Er spielt in der Gesellschaft gern an vorderster Front mit. Als Präsident des «Zoofäscht», das sich als Gipfeltreffen der besten Zürcher Gesellschaft sieht, hat er sich eine prominente Stellung verschafft. Am Sechseläuten, wo er zur Zunft zur Oberstrass gehört, stolziert er wie ein Pfau; keiner bekommt so viele Blumen wie er. Das alles schafft Kontakte und Synergien, ist auch wich-



«In dubio pro reo»: Ch. Richterich, Gattin Simone.

tig für sein Geschäft. Im «Strozzi» meint ein etwas blasser, vom Stress der letzten Tage gezeichneter Bernhard Blum: «Ich gehöre nicht zum Establishment, ich bin Lieferant für das Establishment.» Er ist ein Schweizer KMUler, der sich gegen die globale Konkurrenz behaupten muss. Kann er, dessen Image als Ehrenmann etwas angeschlagen ist, Präsident des «Zoofäscht» bleiben? **Christoph Richterich**, der PR-Berater und Jurist, der im Vorstand des «Zoofäscht»-Komitees ist: «Im Moment sehen wir keinen Handlungsbedarf.» Und: «In dubio pro reo».

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Perfekter Match

Die Sachbearbeiterin Sabrina Miele, 26, und der Sachbearbeiter Giovanni Territo, 26, haben kürzlich geheiratet. Alle Hoffnungen haben sich bestätigt.



«Ohne Zwängerei»: Ehepaar Miele-Territo.

Giovanni: Wir lernten uns über Facebook kennen. Von Anfang an stand bei uns die positive Ausstrahlung an erster Stelle, wir wussten, dass wir zusammengehörten, ohne uns eigentlich zu kennen. Dennoch hatten wir lange Zeit nur schriftlich oder telefonisch Kontakt, und als wir uns zum ersten Mal begegneten, waren wir sehr aufgeregt. Wenn man einen Menschen nur virtuell kennt, hat man die Realität noch nicht erlebt, und wenn es zu einem ersten Treffen kommt, bleiben Enttäuschungen und Missverständnisse in vielen Fällen nicht aus.

Sabrina: Kritische Gedanken und Zweifel beschäftigten beide im Vorfeld: Hoffentlich sieht der andere so aus wie auf den zugeschickten Bildern, und hoffentlich stimmen auch die schriftlichen Angaben. Giovanni holte mich ab, und zusammen fuhren wir in ein schönes Restaurant. Er hatte sich zu diesem Treffen etwas überlegt, und das gefiel mir. Wir waren beide nervös, ich so sehr, dass ich keinen Ton von mir gab. Er blieb auch in dieser Situation zuvorkommend. Er stellte mir Fragen und erzählte viel von sich. Nun wusste ich mit Sicherheit, was ich bereits ahnte: dass er rücksichtsvoll ist und liebevoll.

Giovanni: Das Wichtigste war, dass die Chemie stimmte. Es knisterte, das spürten wir bei-

de deutlich. Da ich selbst auch eine ruhige Person bin, wollte ich meine Frau beim ersten Date sicher nicht überrumpeln und versetzte mich in ihre Lage. Ich wollte, dass sie sich wohl fühlt. Heute ist Sabrina die perfekte Frau für mich, weil sie romantisch, liebevoll, humorvoll und auch ein wenig chaotisch ist. Zudem ist sie für mich die Schönste von allen.

Sabrina: Wenn man ein wenig schüchtern ist, sind die sozialen Netzwerke ideal, um Menschen kennenzulernen. Man ist mit dem anderen nicht so direkt konfrontiert, wie wenn man ihn auf der freien Wildbahn – in einer Bar oder bei der Arbeit – trifft, und nähert sich schriftlich in Ruhe an. Andererseits ist die Gefahr gross, dass beim ersten Date alles schief läuft. Das ist einfach eine Tatsache. Wir hatten grosses Glück. Alles war sehr romantisch.

Giovanni: Das kann man wohl sagen: Zudem ticken wir gleich, sind uns charakterlich ähnlich, kurz: Wir sind ein perfekter Match. Es heisst immer, dass man den Partner mit seinen Stärken und Schwächen akzeptieren muss, man ihn nicht verändern kann. Solcher Effort ist bei uns unnötig, weil einfach alles stimmt.

Sabrina: Wir wussten sehr früh, dass wir füreinander geschaffen sind, auch weil wir die Stimmungen des anderen erahnen, ohne dass man viele Worte verlieren müsste. Alles geht ohne Zwängerei und Mühseligkeit. Und auch den Heiratsantrag stellten wir uns gegenseitig. Jeder wusste zuvor, dass der andere fragen würde.

Giovanni: Die Organisation der Hochzeit war allerdings eine Herausforderung, weil einige Gäste aus Italien anreisen und in verschiedenen Hotels untergebracht werden mussten. Die Zeit war knapp, der Stress gross. Am Ende bekamen wir aber alles auf die Reihe und verbrachten einen perfekten Tag, dem eine glückliche Zukunft folgen wird: Wir wünschen uns Kinder und freuen uns sehr auf unsere hoffentlich baldige Elternschaft.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch

Protokoll: **Franziska K. Müller**

Geothermie

Von **Andreas Thiel** — Anstoss, Ausstoss und Ausstieg

Leuthard: Ich hatte die Vision, die Atomkraft durch Geothermie zu ersetzen. In Island kommt doch überall heisses Wasser aus dem Boden. Und da habe ich mich gefragt, wie tief man denn bei uns graben müsste, um auf so etwas zu stossen.

Geologe: Wenn man bei uns im Boden gräbt, stösst man auf vieles: Leichen, Dinosaurierknochen, Speerspitzen aus der Bronzezeit, Bomben aus dem Zweiten Weltkrieg...

Leuthard: Meine Energiepolitik interessiert nur, was passiert, wenn man tiefer gräbt.

Geologe: Wenn man in Ihrer Energiepolitik tiefer gräbt, merkt man, dass sie gar keinen Boden hat.

Leuthard: Es geht hier nicht um Boden, sondern um eine Vision.

Geologe: Eine bodenlose Vision?

Leuthard: Es geht um warmes Wasser.

Geologe: Naja, wer Fische sehen will, sucht sie ja auch nicht gerade unter dem Boden.

Leuthard: Es sei denn, man sucht versteinerte Fische.

Geologe: Wenn ein Politiker schnorcheln gehen will, setzt er sich in einen Bagger und gräbt damit so lange, bis er auf Grundwasser stösst. Und dann behauptet er, mit diesem Loch den Ansatz zu einem neuen Meer geschaffen zu haben.

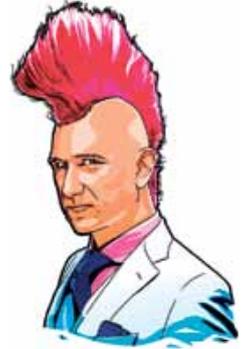
Leuthard: Aber beim Graben könnte man doch auch auf einen Schatz stossen.

Geologe: Ich bin mal beim Graben auf eine Schaufel gestossen. Das war ein Glück, denn meine eigene Schaufel war vom Graben schon ziemlich abgenutzt.

Leuthard: Wie ist das denn nun mit der isländischen Geothermie?

Geologe: Der isländische Vulkan Bárðarbunga setzt zurzeit pro Tag bis zu 60 000 Tonnen Schwefeldioxid frei. Das ist viermal so viel, wie die gesamte Europäische Union täglich ausstösst.

Leuthard: Dann wird es Zeit, dass wir auch aus der Geothermie aussteigen.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Im Heuhaufen

Von Peter Rüedi



Ein guten Weinhändler macht, nicht anders als einen guten Sommelier, nicht der gute Rat aus, der teuer ist, sondern der, auf den ich nicht von selbst komme. Alles, was mit Vertrauen zu tun hat, einmal vorausgesetzt: etwa, dass mir eine durch Korkgeschmack kontaminierte Sendung um- und anstandslos ersetzt wird – schlicht, weil man weiss, dass ich nicht zur Klientel gehöre, die schon wegen einer mangelhaften Bouteille ein Büro aufmacht. (Im Restaurant lasse ich im Zweifelsfall immer den Sommelier selbst versuchen, dessen Job es ja, strenggenommen eher als meiner, ist, zu wissen, ob ein Wein perfekt ist.) Doch zurück zum Händler. Den brauche ich eher weniger zur Beschaffung von Spitzenweinen. Dass ein Haut-Brion 2009 oder ein Romanée-Conti 2005 etwas taugen, weiss ich selbst (sollte ich mich je in diese stratosphärischen Höhen verirren). Bei der Wahl des richtigen Chablis jedoch oder beim optimalen Blaufränkischen vom Leitha-berg, bei den jüngsten Nerello-Mascalese-Entdeckungen vom Ätna bin ich auf Hilfe angewiesen, erst recht, wenn ich im Meer des Vergessens, welches das Beaujolais nach wie vor ist, nach den wenigen couragierten Winzern suche, die Qualität produzieren. Da ist Information gefragt und nicht Marketinglyrik. Gleiches gilt, wenn auch in weniger dramatischem Ausmass, für die Zone des Rioja, die durch zum Teil schamlose Massenproduktion und vor allem die Konkurrenz der Weine von Ribera del Duero ins Hintertreffen geraten ist und wo es nicht ganz einfach ist, die eleganten Ausnahmen zu finden. Die gibt es da natürlich auch, und dann meist in stupendem Preis-Leistungs-Verhältnis. Der Valserrano Reserva 2009 von den Bodegas de la Marquesa, den uns Riegger in Birrhard vorschlägt, ist so eine mächtige und doch frische, uns in ihrer rotbeerigen Fruchtleganz nie erschlagende Trouvaile, die noch lange nachhallt, nachdem wir davon einmal den Mund voll genommen haben. Es gibt viele Riojas, die uns nach wenigen Schlucken die Kehle verschliessen. Dieser öffnet sie. Und den Geist dazu.

Bodegas de la Marquesa: Rioja Valserrano Reserva 2009. 14,5%, Fr. 21.40. www.riegger.ch

Selbstironie und Farbenfröhlichkeit

Rezepte sind nicht das Wichtigste in den neuen Kochbüchern von Rico Zandonella und Massimo Bottura. Von David Schnapp



Alles andere herkömmlich: Autoren Zandonella (l.), Bottura.

Massimo Bottura ist ein Literat der Küche, viele seiner Gerichte sind pure Poesie, und sie entstehen unter Einbezug vielfältiger Inspirationsquellen: Goethe, Picasso, Ai Weiwei, Thelonious Monk, Italien, seine Kindheit – Bottura greift auf Kunst, Kultur und Geografie zurück, wenn es darum geht, seinem Tun einen tieferen Sinn zu geben. Bei Bottura, dessen «Osteria Francescana» in Modena zu den besten und sicher berühmtesten Restaurants der Welt gehört, ist alles ein Zitat. Selbst der Titel des Buches, «Never Trust a Skinny Italian Chef», ist eine selbstironische Reverenz an sich selbst und an einen Besuch in Los Angeles, wo er diesen Spruch in einer Küche gesehen hat.

Bunt und bodenständig

Papierwerke bekannter, vielfach dekorierte Köche sind ja heute kaum mehr Kochbücher, dafür hat man Donna Hay, Jamie Oliver oder Annemarie Wildeisen. Botturas Buch ist ein erklärender, weit- und weltläufiger Bildband, in dem am Ende fünfzig Rezepte zusammengedruckt wurden. Wichtiger ist eigentlich: Ganz nach der italienischen Lebensweisheit: «Se non è vero, è ben trovato», erzählt der Autor fantastische Geschichten über die Entstehung seiner Gerichte, von denen viele zu Ikonen der modernen Küche geworden sind wie «Memory of a Mortadella Sandwich» oder «Oops! I Dropped the Lemon Tart».

Auch das eben erschienene Werk des Tessiners Rico Zandonella ist alles andere als ein herkömmliches Kochbuch. Zandonella, der vor drei Jahren die legendären «Kunststuben» im zürcherischen Küsnacht übernommen hat, ist ein im besten Sinne eigensinniger und hart arbeitender Paradiesvogel, gleichzeitig bodenständig und träumerisch – aber immer in Farbe.

Wenn man «Rico's» durchblättert, erinnert das vom bekannten Food-Fotografen Michael Wissing gestaltete Buch eher an ein Hochglanz-Lifestyle-Magazin. Farbenfroh, fröhlich und etwas schräg präsentiert sich der eher scheue Zandonella in buntesten Kleidern auf vielen Seiten. In Zitaten beschreibt der vielsprachige Tessiner seine Sicht auf die Welt, auf die Küche und auf sich selbst. Detailaufnahmen und Fotos von Objekten geben Einblick in sein Multicolor-Universum. In Zandonellas Buch stehen Rezepte ebenfalls nicht im Zentrum. Aber ein Gericht wie das Wolfsbarsch-Carpaccio mit Kaviarvinaigrette kann man mit etwas Hingabe zu Hause gut nachkochen und serviert dann ein ebenso luxuriöses wie fröhliches Gericht, was gewissermassen die Essenz von Rico Zandonellas Persönlichkeit (und Küche) darstellt.

Massimo Bottura: Never Trust a Skinny Italian Chef. Phaidon. 296 S., Fr. 69.90

Rico Zandonella: Rico's. Bilder, Gedanken und Rezepte – porträtiert von Michael Wissing. 224 S., Fr. 90.– Erhältlich auf www.kunststuben.com oder bei Globus



Auto

Ikone der Ikone

Ein Porsche 911 Targa kein Warmduscher-Cabriolet. Es ist die Legende unter den Legenden. *Von David Schnapp*

Ein Porsche 911 ist der Archetyp des Sportwagens, ein Auto, um das sich unzählige Legenden drehen. Die Form des Wagens ist so einprägsam, dass sie selbst bei Dreijährigen einen Wiedererkennungseffekt auslöst. Mit einem Targa aber wird aus dem 911er die Ikone der Ikone. Denn diese Karosserievariante mit dem festen Überrollbügel und einem nach hinten versenkbaren Dach ist in der Automobilgeschichte ziemlich einmalig.

Mich selbst interessiert die Vergangenheit hier nicht sehr, ich bin kein 911er-Historiker. Aber ein Porsche Targa löst selbst bei mir früh-

kindliche Erinnerungen aus. Die Ingenieure hingegen haben den neuen Targa durchaus mit Sinn für dessen Geschichte gebaut (den Targa gibt es seit 1965). Das Auto verfügt über den typischen Targa-Bügel sowie ein Dachsystem mit einer grossen Glasscheibe hinten und einem Soft-Top aus einer mit Stoff bespannten Magnesiumplatte. Die aufwendige Konstruktion öffnet sich im Gegensatz zum normalen Cabriolet nur im Stand und braucht dafür 19 Sekunden.

Kein Warmduscher-Cabriolet

Offen fährt es sich leicht und erfrischend. Der Wind wirbelt spürbar durch den Innenraum und befreit mich gleich von dem Vorurteil, der Targa sei ein Warmduscher-Cabriolet, wie ich zunächst dachte. Das Frischluftgefühl dürfte vergleichbar sein mit demjenigen im 911 Cabriolet bei eingesetztem Windschott. Und das Schöne am offenen Fahren ist natürlich, dass der heisere Klang des Boxermotors besser zu hören ist, der so ikonisch ist wie die Form dieses Autos.

Abgesehen vom Bügel und vom Dach, welche diesen 911er zu einem Hingucker machen, entspricht der neue Targa dem 911 4 oder 4S mit

breiterem Heck und Allradantrieb – allerdings mit 100 Kilogramm mehr Gewicht, was ein durchschnittlicher Fahrer kaum bemerken wird. Über den Elfer, der mit der aktuellen Baureihe deutlich gewachsen ist, wurde in der Porsche-Fan-Gemeinde heftig diskutiert. Mir gefällt die komfortable Ruhe, die er durch den längeren Radstand nun auf langen Autobahnstrecken ausstrahlt. Und man kann ihn immer noch ziemlich flott durch Kurven jagen; in Sachen Präzision ist der 911er bei den alltagstauglichen Sportwagen immer noch führend.

Führend ist Porsche auch bei den Preisen, die Dimensionen angenommen haben, denen man nicht immer auf Anhieb folgen kann. Frühe Targas, so viel Geschichte muss jetzt sein, kosteten etwa 25 000 Deutsche Mark, für heutige bezahlt man mindestens 166 500 Franken. Und um ein Auto zu erhalten, das sich so grossartig fährt wie beschrieben, werden nochmals rund 15 000 Franken fällig. Als Anhänger der freien Marktwirtschaft kann man dagegen nicht viel einwenden und höchstens noch staunen. Ein Porsche ist ein Musterbeispiel dafür, was in der Ökonomie als «anormale Preiselastizität» bezeichnet wird, wenn die Nachfrage trotz des teurer werdenden Guts steigt.

Doch wenn man weiss, dass man sich so einen Porsche sowieso nicht leisten kann, fährt er sich fast noch leichter und schöner. Eine Ikone bleibt eine Ikone, ob man sie besitzt oder nicht.

Porsche 911 Targa 4S

Leistung: 400 PS, Hubraum: 3800 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 296 km/h
 Preis: Fr. 166 500.–; Testwagen: 207 586.–





«Prêt-à-Couture kann man auch sagen»: Modedesignerin Vogel.

MvH trifft

Dorothee Vogel

Von Mark van Huisseling — Unser Kolumnist befragte die Modedesignerin, als sie ihre Firma gründete. Zwölf Jahre später zieht sie Bilanz.

Vor zwölf Jahren hab ich zum ersten Mal über dich geschrieben, du hast damals neu mit deiner eigenen Marke angefangen. Und gesagt: «Ich will, dass meine Kundinnen meine Fans werden.» Hast du's erreicht?» – «Ja, denke ich. Es war damals eine Zeit des Umbruchs in der Mode, das Wort «Lieblingsstück» kam auf. Und ich hab gesagt: So Lieblingsstücke möchte ich machen, für Stilfreundinnen. Stücke, die einen immer begleiten; Stilfreundinnen sind Leute, die einen ähnlichen Lifestyle haben, ich war so etwas wie ihr Scout.» – «Was aber anders kam: Du suchtest zuerst Boutiquen, *retailer*, die deine Sachen verkaufen. Jetzt hast du einen Salon Privé, das heisst, Kundinnen kommen zu dir, gehen nicht mehr in ein Geschäft.» – «Ich hatte drei, vier Jahre lang Wiederverkäufer. Dann habe ich beschlossen, andere Wege zu gehen.» – «Weshalb? Lief's nicht?» – «Nein, ich wollte nicht mehr. Und dann konnte ich meine Kollektion im Internet zeigen.

Und ich bekam viel *response* von Kunden und Interessenten direkt. Ich wollte meine Gesamtauswahl zeigen, nicht nur gute Jacken und Hosen und Mäntel, ich habe auch schöne Kleider und Blusen.»

Dorothee Vogel ist Modedesignerin. «Eine der wenigen mit internationaler Ausstrahlung» (*NZZ am Sonntag*), die «grosse Modehoffnung der Schweiz» (*Tages-Anzeiger*) oder «Superstar Doro Vogel» (*Sonntagszeitung*). Das stand in den Zeitungen vor zirka fünfzehn Jahren, als sie noch Designerin der Marke Annex war, die ihr und ihrem ehemaligen zuerst Lebens-, später Geschäftspartner gehörte. Dann trennten sich die beiden, er behielt das Label – und sie fing neu an, Mode oder eben Lieblingsstücke zu machen, auf deren Etiketts ihr Name steht. «Die beste Schweizer Designerin fängt noch einmal von vorne an», schrieb Mark van Huisseling in der *Weltwoche* und begleitete sie etwa nach Paris auf die Stoffmesse «Première Vi-

sion», wo sie einkaufte für ihre erste Kollektion. Ein Dutzend Jahre später fand ich, es sei Zeit, zu tun, was Journalisten normalerweise nicht tun (weil sich die meisten nicht gern widerlegen), zu prüfen nämlich, was aus Frau Vogels Marke wurde. Und wo ich richtig lag mit meinen Voraussagen und wo nicht.

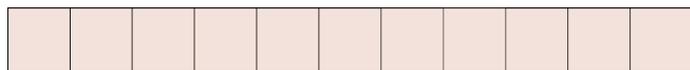
«Mode, sagt man, kaufe man impulsiv, in deinem Salon Privé wählt man «Lieblingsstücke» aus – und wartet dann fünf Wochen, bis sie hergestellt worden sind. Verlierst du dadurch Käufer?» – «Es hat immer funktioniert mit der Produktion und dem Liefern. Aber jetzt hat sich die Idee noch einmal entwickelt: Ich lasse Teile, die ich verkaufe, grad nachmachen, es ist ein Fluss. Und weil wir gut organisiert sind, konnten die Wartezeiten verkürzt werden, zum Teil auf zwei Wochen, zum Teil [bekommt man bestellte Stücke] sofort. Aber darum geht es nicht, sondern darum, dass man aus einer Kollektion auswählen kann, was man genau will – diese Hose, aber in Blau, in der Grösse, Länge, und dann noch den Blazer dazu... Es ist moderne Couture, «Prêt-à-Couture» kann man auch sagen.» – «Was deine Mode angeht, hast du Erfolg, kann man sagen. Und was das Geschäftliche angeht?» – «Ich denk, sonst würd ich's nicht machen. Und sonst würd's mich nicht geben, das wäre die Folge.»

«Wenn du im Jahr 2003 gewusst hättest, dein Label und deine Geschäfte würden genau so laufen, wie's jetzt läuft – hättest du es gemacht?» – «Ich muss sagen, ich hatte ja irgendwie eine Vision, wie es werden sollte. Und es ist so geworden. Mit allem Drum und Dran; doch, doch. Aber es ist nicht einfach, es ist ein rasant Business.» – «Falls dich jemand fragt: Empfiehlst du jungen Leuten eine Laufbahn in der Modebranche?» – «Ich empfehle vor allem, ins Ausland zu gehen. Wenn's einer dort in irgendeiner Form schafft, ist's sicher richtig – Beruf kommt von Berufung.» – «Und wenn's einer im Ausland schafft, kann er zurückkommen und hier Erfolg haben?» – «Die Schweiz ist schon ein kleiner Markt...» – «Im Artikel von 2003 frage ich: «Weshalb tun Sie sich das an?»» – «Meinst du, mit den hohen Absätzen durch die Messe rennen? Weil's damals noch Manolo-Blahnik-Schuhe gab, in denen man das tun konnte.» – «Haha, nein, ich beschreibe die Arbeit, die du leistest, den Druck, den du hast, die Unsicherheit...» – «Wieso? Das ist Leidenschaft; jedes Mal, wenn ich an die Stoffmesse gehe, bin ich so aufgeregt, wie als ich das erste Mal ging.»

Ihr liebstes Restaurant: «Ich geh am liebsten in Paris ins «Voltaire», am Samstagmittag, das ist sehr französisch, und das hab ich gern. Darf man zwei sagen? Dann noch «Careda»; morgens um sieben den ersten Espresso... weil's so herrlich italienisch ist, viva l'Italia.»

«Le Voltaire»; 27, Quai Voltaire, Paris, Tel. +33 1 42 61 17 49
Konditorei Careda, Josefstrasse 119, Zürich, Tel. 044 440 23 41

| | | | | | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|---|--|----|----|----|----|----|----|
| 1 | | 2 | | 3 | | 4 | 5 | | | 6 | 7 | 8 | | 9 |
| | | | | | | 10 | | | 11 | | | | | |
| 12 | 13 | | 14 | | | | | | | 15 | | | | 16 |
| 17 | | | | | | 18 | | | | | | | | |
| | 19 | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | 20 | | | | 21 | 22 | | | |
| 23 | | 24 | | 25 | | | | | 26 | | | | | |
| 27 | | | | | | 28 | | | | | | 29 | 30 | |
| 31 | | | 32 | | 33 | | | | 34 | | | | | |
| | | 35 | | | | 36 | | | | | 37 | | | |
| 38 | | | | | | | | | | | 39 | | | |
| | | 40 | | | | | | | 41 | | | | | |



Lösungswort — Scheint durchsichtig und ist auffällig

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Er macht Berührungen zum (berührenden?) Erlebnis. 6 Die zoologischen Wollmakis ernähren sich von Blättern und klettern. 10 So einer wie John Maynard Keynes oder aktueller: Paul Krugman. 12 Der Wermut-Whisky-Drink gibt den Wink zum New Yorker Stadtteil. 15 Der Schwung verhilft zum weiten Schlag. 17 Die Frau vom Meer ist nicht irgendwer, sondern die von diesem Björn. 18 Phasen, die sich als Pausen interpretieren lassen. 19 Resultat bei zu vielen Emotionen bei Diskussionen. 20 Das Hilfsmittel ist mobil und damit für Viele schon viel wert. 23 Palais des Expositions, das war einmal. 26 Bei der Familie sind nur noch die drei ersten übrig. 27 Dionysos hing auch an ihrer Brust. 28 Manche tragen sie zuhauf auf, andere geben sie auf den Auflauf. 31 Staatlicher Mini-Steckbrief: Afrika, Atlantik, Portugiesisch. 34 Katholisch sollte man sein, wenn es um die Letzte ging. 35 Passt zu Auftritt wie Reinform, ob triumphal oder katastrophal. 37 Das Dorf dort oben, hoch über dem Walensee. 38 ... (Adelsgeschlecht) hat mit den ... (Bevölkerungsgruppe an Nordsee) nichts zu tun. 39 Klingt eher negativ, bringt aber spielerisch teilweise Glück. 40 Vermittler wie Übermittler, mal offiziell, mal sehr speziell. 41 Die nützliche Zapfstelle befindet sich an öffentlicher Stelle.

Senkrecht — 1 Jean-Thomas kennt man als Illustrator anders besser. 2 Abgesehen vom Genannten nennen wir es so. 3 Das irische Concert bei gleichnamigem Castle, alljährlich. 4 Im Fall eines Ausfalles gibt ein Generator die Antwort. 5 Alpin, das riesige Loch, transversal und horizontal. 6 Hut ab vor verstorbenem Hug, kickend wie boxend. 7 Direkt am Ort des Geschehens, da passt Kilchberg. 8 Die Verbindung ist vielleicht auch harmonisch, sicher aber organisch. 9 Es ist menschlich und hier buchstäblich ohne Verdoppelung. 11 Bei ihm denken wir an Lärm plus Kermit aus der Muppet Show. 13 Da kommt dann filmisch nichts mehr. 14 Stehen sie in der Küche, lässt sie sich willenlos führen. 16 Was jährlich Millionen Menschen unfreiwillig machen – schlimm. 21 Die momentanen Verhältnisse stehen mit ihr in direktem Verhältnis. 22 Die 'kleinen Länder' sind in Südschweden provinziell. 23 Tierisch: Gangart im Zweitakt, und bitte auf der Stelle. 24 Die ... dei Lanzi in Florenz ist eine berühmte 25 Der D- ... -Test stellt fest, ob der Darm ok ist. 29 Ein in den USA verbreitetes Gerücht. 30 Indien, wie zur britischen Kolonialzeit. 32 Den Anfang ans Ende, und das Ganze ist ein Spielzeug. 33 Ein Areal hat sicher mehrere davon. 36 Die Unterbrechung hier: ein unterbrochener Interrupt, wie in der IT bekannt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 393

| | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| K | E | R | M | I | T | | S | C | H | A | E | R | P | E |
| A | | A | | T | E | N | O | R | | G | | E | A | U |
| K | A | U | S | A | L | | D | U | E | R | F | T | I | G |
| I | Q | B | A | L | | S | O | Z | I | O | L | O | G | E |
| | U | | B | I | S | A | M | | C | | A | U | E | N |
| K | A | A | B | A | | T | | K | H | M | E | R | | I |
| U | R | E | A | | L | U | X | U | S | | C | E | R | O |
| R | E | N | T | I | E | R | | P | T | A | H | | U | |
| V | L | G | | G | E | N | D | A | R | M | E | R | I | E |
| E | L | S | N | E | R | | O | L | I | B | | I | N | S |
| N | | T | | H | E | R | R | | C | O | R | N | E | R |
| | L | E | M | O | N | | O | C | H | S | | D | N | A |

Waagrecht — 1 KERMIT (Frosch aus der Muppet Show) 5 SCHAERPE 11 TENOR 12 EAU (plate, franz. f. [stilles] Wasser) 13 KAUSAL (-satz) 16 DUERFTIG 19 IQBAL (arab. Vorname, heisst dt. glücklich) 20 SOZIOLOGE 21 BISAM 22 AUEN (steht auch für Mutterschafe) 23 KAA-BA 25 KHMER 26 UREA (lat., medizinisch für Harnstoff) 27 LUXUS 28 CERO (span. f. Null) 30 RENTIER 32 PTAH 34 VLG (Abk. f. Verlag) 35 GENDARMERIE 39 ELSNER (Filmtitel *Alles inklusive*) 40 OLIB 41 INS 42 HERR 43 CORNER 44 LEMON 45 OCHS (Kapaun: kastrierter Hahn) 46 DNA

Senkrecht — 1 KAKI 2 RAUB 3 ITALIA 4 TEL (-) 5 SODOM 6 CRUZ (port. f. Kreuz) 7 AGRO (-nom, nom = franz. f. Name) 8 RETOURE 9 PAIGE 10 EUGENIO (Montale, it. Schriftsteller, Buchtitel: *Was bleibt ...*) 14 AQUARELL 15 SABBAT 17 EICHSTRICH 18 FLAECH 20 SATURN 23 KURVEN 24 AENGSTE 25 KUPAL 27 LEEREN 29 RUINEN 31 IGEHO 33 AMBOS (-s) 36 (Pomo-) DORO (it. f. Tomate) 37 RIND (Liegt beim Rind zw. Rücken und Brust) 38 ESRA (aram. f. Gott ist Hilfe, er war Priester im Alten Testament)

Lösungswort — HALTESTELLEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Classique Hora Mundi 5717

Die Classique Hora Mundi lädt auf ihrem fein von Hand guillochierten und lackierten Zifferblatt zu einer Reise durch die Kontinente und Ozeane ein. Sie ist die erste mechanische Uhr mit augenblicklichem Zeitonenwechsel. Dank eines patentierten Systems wechseln die Anzeigen von Datum und Uhrzeit beim Betätigen des Drückers zwischen zwei vorgewählten Zeitonen vor und zurück. Wir schreiben die Geschichte fort...

